Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Geschichtsbilder.

Zweiter Band.

Geschichtsbilder.

Historische Novellen

von

Louise Mühlbach.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble
1868.

II.

Eine Mesalliance.

(Fortsetzung und Schluß.)

4.
Wiedersehen.

Ein offener Kaleschwagen kam daher, ein Herr, in einen Militärmantel gehüllt, saß in der niedergeschlagenen Kalesche. Amalie stieß einen Schrei aus und breitete die Arme ihm entgegen, während der Postillon auf dem Kutschbock immer noch sein lustiges Liedchen blies und die Pferde fröhlich vorwärts trabten.

Aber der Herr hatte den Schrei gehört und sah die Arme, welche sich ihm entgegenstreckten. „Halt, halt,“ rief er dem Postillon zu, und wie dieser in seinem schmetternden Liede verstummte und rasch die Pferde anhielt, warf der Herr seinen bestaubten Mantel zurück, und die schlanke schöne Gestalt eines jungen Mannes in der Uniform eines preußischen Rittmeisters enthüllte

sich aus demselben. Leicht und behende sprang der junge Mann aus dem Wagen, schwang sich mit einem kühnen Satz über den Zaun, stand jetzt neben Amalie und zog sie mit einer stürmischen Hast, ohne ein Wort zu sagen, von der Stelle fort, wo der staunende Blick des Postillons sie beobachten konnte, den Weg hinunter nach der dichten Laube hin.

„Nicht dorthin, o, nicht dorthin," murmelte Amalie, aber der junge Mann hörte nicht auf sie, zog sie ungestüm vorwärts nach dem stillen grünen Zufluchtsorte hin und trat jetzt mit ihr ein in die Laube.

Die Laube war leer.

Nun an dieser Stelle, wo kein Auge sie beobachten, kein Ohr sie belauschen konnte, nun schloß der schöne Officier das junge Weib fest in seine Arme und bedeckte ihren Mund, ihre Augen mit glühenden Küssen.

„Da bin ich, da hast Du mich wieder, Amalie," sagte er lachend, indem er sie aus seinem Arme ließ. „Und wie seltsam sich das fügt, auf derselben Stelle, wo ich von Dir Abschied nahm, in der grünen stillen Laube des guten alten Pfarrers sehen wir uns zuerst wieder."

„In derselben Laube, wo Du mir schwurst,

daß Du nach wenigen Wochen zurückkehren wollest, um Dein Weib zu holen," sagte sie mit leisem Vorwurf in der Stimme.

„Es war unmöglich, Du weißt, Amalie, daß es unmöglich war," sagte er hastig. „Ich hatte gehofft, die Schwierigkeiten leichter zu besiegen. Mein Gott, was hofft man nicht, wenn man leidenschaftlich verliebt ist, und was giebt es für Schwierigkeiten, wenn man ein schönes, junges Weib in seinen Armen hält! Und Du warst so himmlisch schön, Amalie, und ich war so rasend verliebt, daß ich glaube, ich wäre vor Verzweiflung gestorben, wenn Du nicht endlich meinem heißen Flehen, meinen glühenden Wünschen nachgegeben hättest und die Meine geworden wärest. Du bist noch schön, Amalie," fuhr er fort, indem er mit bewundernden Blicken die schlanke, hohe Gestalt, das bleiche, edle Antlitz des jungen Weibes betrachtete. „Vraiment, Du bist wie eine königliche Göttin, wie Aphrodite selber, und wenn ich Dich so anschaue, begreife ich vollkommen die kühne That, zu welcher mich die Raserei meiner Leidenschaft getrieben hat, und vergebe mir von ganzem Herzen, was ich gethan. Ja, Amalie, Du bist bezaubernd schön! Laß Dich umarmen, laß Dich küssen, mein schönstes Kind!"

Er wollte sie wieder an sich ziehen, aber sie entwand sich mit einer stolzen, abwehrenden Bewegung seinen umschlingenden Armen.

„Du hast nicht das Recht, Dein Weib zu umarmen, bevor Du Dich nicht vor ihr entschuldigt hast," sagte sie ernst. „Wärest Du aus freiem Antrieb Deiner Liebe endlich gekommen, so würde ich trotz der langen grausamen Trennung, trotz all' der Qualen, welche sie über mich gebracht hat, mich ohne Vorwurf, ohne Klage an Dein Herz gelegt und gesagt haben: „„Ich habe Dich erwartet in Liebe und Treue. Du bist endlich gekommen, Gott segne Dich!"" "

„Aber Du bist nicht freiwillig hier, Du hast nur endlich nach langen Bitten, erst, nachdem ich Dir gedroht, unser Geheimniß zu veröffentlichen, mich an den König um Beistand zu wenden, erst dann Dich entschlossen, zu mir zu kommen."

„Du irrst, meine schöne Amalie," erwiderte er lächelnd. „Ich war auch ohnedies fest entschlossen, hieher zu kommen und ein ernstes Wort mit Dir zu sprechen. Denn wir müssen endlich zu einer Entscheidung, einem bestimmten Entschluß kommen. Wir müssen mit der Vergangenheit abrechnen, damit wir die Zukunft ordnen können. Ma foi, so kann's doch nicht weiter

gehen, und man muß endlich aus diesem Zustand der Ungewißheit herauskommen. Du wirst das selbst einsehen, ma toute Belle, und wirst Raison annehmen. Komm, laß uns hier auf der Bank niedersitzen. Auf derselben Stelle, auf welcher ich einst Himmel und Erde und alle Sterne und alle Sonnen anrief, daß sie mir beistehen möchten, Dein Herz zu rühren, hier will ich jetzt wieder versuchen, dies zu Stande zu bringen. Komm, setze Dich hier an meine Seite, laß mich meinen Arm, wie sonst, um Deine göttliche Gestalt legen, laß Alles wieder sein wie damals, als wir Beide, in der stummen Seligkeit der Liebe, in unaussprechlichem Glück neben einander saßen. O, mein schönstes, geliebtestes Kind, wir sind Beide noch jung, feurig und zärtlich wie sonst, vergiß alles Andere, und laß uns glücklich sein wie sonst."

Sie lehnte matt ihr Haupt an seine Schulter. „Ja," sagte sie leise, „es scheint Alles wie sonst, und ist doch Alles wie umgewandelt. Ach, Conrad, ich habe so viel um Dich gelitten und geweint, daß ich zuweilen glaubte, ich haßte Dich um aller meiner Thränen, meiner Schmerzen willen. Sage nur, daß Du mich noch liebst, daß Du mich nie vergessen hast, wiederhole mir,

daß Du auch ohne meinen Wunsch und mein Flehen jetzt gekommen wärest, daß Deine Liebe, Deine Sehnsucht Dich zu mir zog. Und ich will Alles vergessen, Alles, was ich gelitten, und will mich nur erinnern, daß ich Dein Weib, daß ich die Mutter Deines Kindes bin. O, mein Kind! Du mußt ihn sehen, meinen lieben, holden Knaben. Ich will ihn Dir holen, damit Du Dein Kind an Dein Herz drückest, und es den Segen seines Vaters empfange."

Sie war aufgesprungen und wollte forteilen, aber der Rittmeister hielt ihren Arm fest und zog sie wieder auf den Sitz nieder.

„Ich bitte Dich, laß das sein," sagte er rasch. „Keine Scenen, meine Allerschönste, ich hasse die Empfindsamkeit. Ueberdies," fuhr er fort, einen zärtlicheren Ton wieder annehmend, „überdies ist meine Zeit gemessen. Ich bin gekommen, um Dich zu sehen, Dich allein."

„Nicht um Dein Kind, Conrad? Nicht um Deinen Erstgeborenen, Deinen lieben, holden Knaben? Du willst ihn nicht segnen, nicht —"

Er machte eine ungeduldige Bewegung und unterbrach sie mit verdüstertem Angesicht: „Ich bin kein Prediger und verstehe mich auf das Segenertheilen nicht, verstehe mich nur auf die

Liebe und die Schönheit. Mache nicht ein so trauriges Gesicht, mein holdester Engel, blicke mich nicht auf einmal so verdüstert an."

„Conrad," sagte sie leise und hastig, „ich frage Dich nur dies Eine: liebst Du mich noch? Bist Du gekommen, um Deine Gattin, Dein Kind endlich mit Dir zu nehmen, um uns endlich anzuerkennen?"

„Mein Gott," sagte er rauh, „drängt es Dich denn so sehr, Baronin von Pinto zu werden?"

„Ich brauche es nicht zu werden, ich bin es," sagte sie stolz.

„Ja wohl, Du bist es, das heißt, es kommt Alles darauf an, daß ich Dich dazu erkläre, ma toute Belle, und daß der König es anerkennt."

„Und wenn der König es nicht anerkennt, werde ich deshalb weniger Deine rechtmäßige Gemahlin sein? O Conrad, gedenke der Vergangenheit, gedenke Deiner Schwüre, Deiner Betheuerungen. Gedenke, wie Du zu meinen Füßen gelegen und mit tausend heiligen Eiden mir Deine ewige, unvergängliche Liebe geschworen, wie Du meinen Widerstand bezwungen hast mit Deinen heißen Liebesschwüren, bis daß auch ich meinem Herzen nachgab, und der Liebe, welche ich verbergen wollte, gestatten durfte, frei und

glückselig aus meinem Herzen hervorzujubeln. Gedenke daran, wie Du mit heißer Gluth, mit tausend und tausend Betheuerungen geworben hast um die arme Amtmannstochter!"

„Ich war eben rasend verliebt, mein Kind," sagte er achselzuckend, „und ich dachte nur daran, daß die arme Amtmannstochter die Tochter einer geborenen Gräfin von Schmitta, meiner Tante war. Du weißt ja von Deiner Mutter her, daß, wenn man verliebt ist, es Einem nicht als etwas Schlimmes erscheint, eine Mesalliance zu begehen."

„Aber jetzt," fragte sie, „jetzt siehst Du es anders an? Jetzt erscheint Dir eine Mesalliance als etwas Schlimmes? Zögere nicht, Conrad, sprich gerade heraus. Laß wenigstens Wahrheit unter uns walten."

„Nun ja denn, schöne Amalie, Du sollst die Wahrheit wissen. Ich bin hieher gekommen, um sie Dir zu sagen. Ja, eine Mesalliance ist ein übles Ding, und es würde meine ganze Zukunft ruiniren, wenn Du darauf bestehst, das Geheimniß unseres wahnsinnigen Liebesrausches an die Oeffentlichkeit zu bringen."

„Sprich weiter," sagte sie mit ruhiger, tonloser Stimme, da er schwieg und mit einem

scheuen, ängstlichen Blick in das todesbleiche Antlitz mit den bebenden Lippen und den flammenden Augen schaute. „Sprich weiter, ich höre!“

„Nun denn, ja, mein schönes Kind, ich will weiter sprechen,“ sagte er endlich hastig. „Ich will Dir Alles sagen! Ich befinde mich in einer sehr kritischen, sehr schlimmen Lage. Ich habe sehr viele Schulden, die Gläubiger sind hinter mir her, wie der Teufel hinter einer armen Seele; wenn der König davon erführe, so würde er mich ohne Gnade cassiren, denn er hat, als er vor anderthalb Jahren zum zweiten Male meine Schulden bezahlte, zu mir gesagt: „„Pinto, wenn Er jetzt nicht raisonnable ist, und wenn ich von Ihm höre, daß Er wieder Schulden gemacht hat, so cassire ich Ihn, parole d'honneur! Ich cassire Ihn!““ Und wenn der König sein Ehrenwort gegeben, dann erfüllt er es auch, und wenn er es jetzt erfüllte, wäre ich verloren, wenn nicht das gnädige Schicksal mir einen Ausweg zeigte. Der alte Graf Schmitta hat seinen einzigen Sohn verloren, und die reichen Güter fallen an die Lehnsvettern, denn es sind eben Lehen, die nur männlichen Erben zustehen. Aber der alte Graf hat eine einzige Tochter, welche er liebt, und da

er sehr in Gnaden steht bei dem Kaiser Joseph, so hat er von diesem die Erlaubniß erhalten, daß er von seinen Lehensvettern denjenigen wählen kann, der ihm und seiner Tochter gefällt, und der noch unvermählt ist und daher seine Tochter heirathen kann. Die Wahl des Grafen Schmitta, unseres beiderseitigen theuren Oheims, ist auf mich gefallen."

„Du kannst sie aber nicht annehmen," sagte sie stolz, „denn Du bist nicht unvermählt."

„Darüber eben wollen wir reden, und deshalb bin ich hier, meine Theuerste. Ich habe Dich leidenschaftlich geliebt, und diese Liebe hat mich einen tollen Streich begehen lassen. Mein Gott, dafür heiße ich ja der tolle Pinto, weil ich tolle Streiche mache, und die Leidenschaft zu Dir entschuldigt mich, denn Du bist wirklich eine bezaubernde Schönheit. Die Leidenschaft zu mir entschuldigt auch Dich, daß Du auf meine wahnsinnigen Pläne und Wünsche eingingest und meinen Vorschlag annahmst, durch eine heimliche Trauung mein Weib zu werden und so lange das Geheimniß unserer Verheirathung zu bewahren, bis es mir gelungen sein würde, die Einwilligung des Königs von Preußen zu erhalten und unsere Vermählung öffentlich anerkennen zu dür-

sen. Wir waren Beide mit unserer Jugend und unserer Liebe zu entschuldigen. Aber mit nichts zu entschuldigen ist der alte Pfarrer, der sich herbeiließ, eine solche Trauung vorzunehmen und einer solchen wahnsinnigen Leidenschaft den Stempel der Legalität aufzudrücken. Er war nicht dazu berechtigt, er hätte Alles anwenden müssen, um diese Thorheit zu verhindern."

„Du weißt, er hat Alles gethan, was er vermochte," sagte sie traurig. „Er hat, obwohl Du vor ihm auf den Knieen lagst und zu ihm mit Thränen flehtest, dennoch Dir widerstanden. Aber meinem Flehen, meinen Thränen hatte der gute, theure Mann nicht die Kraft zu widerstehen, denn er liebte mich wie sein eigenes Kind, und da er sah, daß auch ich diese Thorheit, wie Du es nennst, ersehnte, da endlich gab er nach und willigte in die heimliche Trauung."

„Er hätte es niemals thun sollen, thun dürfen," rief der Rittmeister ungestüm. „Er hat gehandelt nicht blos als ein leichtsinniger Mann, der die Welt und die Menschen nicht kennt, sondern auch als ein gewissenloser, ehrvergessener Prediger, ein —"

„Still," unterbrach sie ihn heftig, „kein Wort des Tadels mehr gegen den edlen, würdigen

Mann. Er steht vor Gottes Thron, und den Heimgegangenen sollst Du nicht schmähen."

„Wie? Der Pfarrer Retschlag lebt nicht mehr?" fragte er verwundert. „Er schien doch noch ein so kräftiger, gesunder Mann."

„Der Gram kann auch die Kräftigsten und Gesündesten tödten," sagte sie ernst. „Der Gram um das Unglück seiner Gemeinde brachte ihm den Tod."

„Was für ein Unglück hat denn seine Gemeinde betroffen?"

„Du hast also meine Briefe gar nicht gelesen," erwiderte sie ruhig. „Jetzt begreife ich Dein Schweigen, jetzt begreife ich, wie Du alle meine Klagen, meine Beschwörungen unbeantwortet lassen konntest. Du hast meine Briefe nicht gelesen."

„Meine Gegenwart hier ist der Beweis vom Gegentheil," sagte er ruhig. „Du schriebst mir, ich möchte kommen, und da bin ich."

„Du lasest meinen Brief, weil die Adresse nicht von meiner Handschrift war. Das Unglück hat mich klug gemacht, und ich hatte angefangen, zu verstehen, was in Dir vorging. Deshalb ließ ich von der Frau Prediger Retschlag die Adresse schreiben, und Du lasest meinen Brief,

und weil ich Dir drohte, mich an den König zu wenden, zogst Du es vor, lieber selber zu kommen. Du siehst, meine Augen sind jetzt offen, und ich sehe."

„Der Pfarrer Retschlag ist todt," sagte der Rittmeister von Pinto gedankenvoll. „Was für ein Unglück hat denn seine Gemeinde betroffen?"

„Der furchtbare Brand im Frühling hatte nicht blos die Kirche und den Amtshof in Asche gelegt, sondern auch die Scheuern, in denen die Bauern ihr Korn und ihre Saatfrüchte aufgestapelt hatten."

„Ein furchtbarer Brand!" wiederholte er sinnend. „Der Amtshof abgebrannt. Arme Amalie, Du mußt viel gelitten haben. Und ich Unglückseliger wußte nichts davon."

„Es ist also wirklich wahr?" rief sie mit aufblitzendem Zorne in den großen braunen Augen. „Wirklich wahr, daß Du meine Briefe nicht gelesen? Ich habe Dir Alles, was mich betroffen, geschrieben, und Du weißt nichts davon!"

„Mein Kind," sagte er lachend, „Ihr Frauenzimmer schreibt immer so lange Briefe, und wir Männer haben immer so kurze Geduld, sie zu lesen. Ich habe alle Deine Briefe geöffnet, und die Ueberschrift und die Unterschrift gelesen. Die

Ueberschrift lautete immer: „Mein theurer Conrad!“ die Unterschrift immer: „Deine treue, ewig Dich liebende Amalie.“ Wenn ich das gelesen, legte ich den Brief beruhigt bei Seite, denn ich wußte dann, daß Du mich noch liebtest und Dich nach mir sehntest. Nur mit Deinem letzten Briefe war es etwas Anderes, denn der hatte gar keine Ueberschrift, und die Unterschrift lautete kurzweg: „Amalie von Pinto.“ Das bewies mir, daß Du mir zürntest, vielleicht sogar mich nicht mehr liebtest, und darum las ich den Brief. Es erschreckte mich, aus einer Phrase desselben zu vernehmen, daß Dein Vater gestorben, daß Du im Pfarrhause lebtest, und ich erkannte es als meine heilige Pflicht, hieher zu kommen, um für Dich zu sorgen.“

„Welch' kalte, lieblose Worte das sind!“ sagte sie traurig. „Ach, Conrad, kaum zwei Jahre sind vergangen, seit Du vor dem Altare Gottes mir ewige Liebe, ewige Treue geschworen, und jetzt ist es nur noch die kalte Pflicht, welche Dich zu Deinem Weibe, Deinem Kinde zurückführt. Deine rechtmäßige Gemahlin steht als eine Bettlerin vor Dir, Dein rechtmäßiger Sohn hat auf seinen unschuldigen Lippen noch nicht Einmal den Kuß seines Vaters empfangen! Du weißt

nicht, was ich gelitten, wie ich verdächtigt, geschmäht, verhöhnt gelebt habe, wie man mich als eine Ehrlose, Gefallene gemieden und verspottet, mich frech und schamlos gescholten hat, weil ich mit heiterer Stirn und erhobenem Haupt unter der Wolke der Schmach einherging und es wagte, das Auge zu Gott und den Menschen aufzuschlagen, da man doch vermeinte, daß ich mein Haupt in den Staub beugen und reuevoll, mit niedergeschlagenen Augen bei Seite schleichen müßte. Und ich habe den Muth gehabt, das Alles zu ertragen, und treu und redlich, wie ich es Dir gelobt habe in der Stunde unserer Trauung, das Geheimniß unserer Ehe verborgen zu halten vor den Menschen. Was kümmerte es mich, daß die grausamen Menschen mich schmähten, mein Bewußtsein sprach mich frei, das genügte mir!"

„Du hast wirklich sehr edel, sehr tapfer gehandelt," sagte er, ihre Hand an seine Lippen drückend. „Du hast unser Geheimniß bewahrt, aber ich fürchte, der Pfarrer Retschlag wird es nicht gethan haben, er wird weniger verschwiegen gewesen sein."

„Verleumde nicht den Todten!" rief sie lebhaft. „Hat er nicht nach vollendeter Trauung

seine Hand auf die heilige Bibel gelegt und zu Dir gesagt: „Ich schwöre Ihnen als ehrlicher Mann, daß ich das Geheimniß dieser Ehe bewahren will, bis die Stunde gekommen ist, da Sie das Siegel von meinen Lippen nehmen werden.“

„Es ist wahr, er that das,“ erwiderte der Baron von Pinto gedankenvoll. „Aber ich konnte ihn doch nicht verhindern, daß er unsere Trauung mit Datum und Stunde in das Kirchenbuch eintrug. Er versprach mir freilich, daß Niemand außer ihm das Kirchenbuch jemals in die Hände bekäme, daß er es vielmehr immer sorgfältig in dem Schreine hinter dem Altar aufbewahrt halte, zu welchem er allein den Schlüssel besitze. Er versprach mir, diesen Schlüssel immer bei sich zu tragen, und —“

„Und er hat sein Wort gehalten,“ unterbrach sie ihn eifrig, „hat den Schlüssel immer bei sich getragen, bis zu dem fürchterlichen Tage, da das Schicksal den Schlüssel nutzlos machte.“

„Wie meinst Du das? Was geschah an jenem Tage?“

„An jenem Tage schlug der Blitz in den Kirchthurm ein; wenige Minuten später schon stand die ganze Kirche in Flammen, griff das

vom Sturmwind getriebene Feuer immer weiter um sich, und am Abend war die Kirche ein Schutthaufen."

„Die ganze Kirche ist verbrannt?" fragte der Rittmeister in athemloser Spannung.

„Die ganze Kirche mit Allem, was darin war, und darum sagte ich, daß der gute Pfarrer des Schlüssels nicht mehr bedurfte, denn auch der Altar mit dem geheimen Schrein war von den Flammen verbrannt."

„Und in dem Schrein auch das Kirchenbuch?"

„Auch dies, Conrad," erwiderte sie, ihn mit ihren großen Augen traurig ansehend. „Außer uns Beiden kennt nur noch Gott das Geheimniß unserer Ehe."

„Und der wird es verschweigen," sagte er mit einem rauhen Lachen, „der wird kein Zeugniß ablegen. Im Gegentheil, Gott selber hat ja die Sorge übernommen, daß unser Geheimniß begraben werde. Der Pfarrer ist todt, das Kirchenbuch ist verbrannt, und wie mir scheint, hat Gott selber dadurch unsere Scheidung ausgesprochen. Ja, Amalie, das Wort muß gesagt werden: wir können einander nicht angehören, wir müssen scheiden! Wir haben eine Thorheit begangen, aber eine süße, köstliche Thorheit, auf

welche wir Beide, so lange wir leben, mit Freude und Rührung zurückblicken und von der wir träumen werden, als von einem verlorenen Paradiese. Aber die Menschen werden seit Vater Adam's gesegneten Zeiten immer aus dem Paradiese ausgetrieben und müssen Enttäuschungen und Schmerzen erdulden als irdisches Erbtheil Adam's und Eva's. Auch wir, mein schönstes Kind, haben ein paar glückliche Monate im Paradiese gelebt, wir aber müssen jetzt dies Paradies verlassen und uns der Prosa des Lebens und den Enttäuschungen der Vernunft unterwerfen. Eine Ehe zwischen uns Beiden ist ganz unmöglich, der Traum ist ausgeträumt, die Wirklichkeit hat uns aus demselben geweckt. Meine ganze Zukunft, mein ganzes Sort hängt davon ab, daß ich unvermählt und also im Stande bin, die einzige Tochter des Grafen Schmitta zu heirathen, um dadurch Erbe seiner Lehensgüter zu werden. Amalie, wenn Du mich jemals geliebt hast, wenn es Dir jemals Ernst gewesen mit dem Schwur, welchen Du vor Gottes Altar geleistet, mir Dein Leben zu weihen, und darnach zu trachten, mich glücklich zu machen, wohlan, so erfülle jetzt Deinen Schwur, so mache mich glücklich, indem Du entsagst, so weihe mir Dein

Leben, indem Du Dir und mir die Freiheit wieder giebst!"

Sie sah ihn mit einem flammenden Blick des Zornes und der Verachtung an. „Ich habe Dich zu Ende sprechen lassen," sagte sie, und ihre Worte fielen langsam und kalt wie schwere Regentropfen, welche dem Gewittersturm vorhergehen, von ihren Lippen nieder. „Ich wollte in die Tiefe Deiner Seele hineinschauen, und ich weiß jetzt, daß es ein finsterer Abgrund ist, in welchem alle meine Liebe, alle Träume und Hoffnungen meines Daseins zerschellt und zerfetzt wie Lumpen niederfallen. Ich habe die Schmach, welche unsere Ehe über mich gebracht, tapfer und freudig ertragen, denn die Liebe gab mir den Muth dazu. Jetzt schäme ich mich dieser Liebe, und sie wird mir zur Schmach. Könnte ich mit meinem Herzblut die Vergangenheit auslöschen, ich würde mir selber den Dolch in's Herz stoßen, um das Blut fließen zu machen. Aber die Vergangenheit ist unauslöschlich, und wir müssen nun Beide an der Kette tragen, welche unsere Füße und unsere Hände fesselt. Ich *kann* Dir die Freiheit nicht wieder geben, denn wir sind durch Priesters Wort vermählt, ich *will* es nicht, denn Du bist der Vater mei-

nes Kindes und ich will nicht, daß mein Sohn als ein Namenloser, ein Entehrter durch die Welt gehe. Er soll einen Namen, er soll einen Vater haben! Ich will vor meinem Kinde die Augen nicht schamvoll niederschlagen. Ich will ihm zu seinem Rechte verhelfen, und wenn Du ihm dies nicht gutwillig gewährst, so werde ich nicht ruhen und rasten, bis ich Mittel und Wege finde, Dich zu zwingen, daß Du Dein Kind und Deine Gattin anerkennst."

„Ich wäre neugierig auf diese Mittel und Wege," sagte der Rittmeister mit einem höhnischen Lächeln. „Arm und unbekannt, wie Du bist, würde es Dir wohl unmöglich werden, Deine problematischen Rechte zur Anerkennung zu bringen, und Du wirst wahrlich besser thun, Dich mit mir zu arrangiren, statt Dich mir feindlich gegenüber zu stellen."

„O Gott, Gott," rief sie, ihre Arme zum Himmel emporstreckend, „ist es dahin gekommen, daß ich diese Schmach über mich ergehen lassen muß. Du weißt es, Gott, ich bin sein Weib, sein rechtmäßiges Weib, und er will mich verleugnen, will mich und mein Kind verstoßen, will seine Gattin bei Seite schieben, da er ihrer überdrüssig ist. Dich rufe ich an, mein Herr

und Gott, stehe Du mir bei, Du, welcher den Schwur der Treue gehört hat, den mir dieser Mann vor dem heiligen Altar geleistet hat, Du, welcher weiß, daß ich nie ohne den Segen Deines Priesters die Seine geworden wäre. Erbarme Dich meiner, o Herr und Gott, sende mir den Retter, dessen ich bedarf gegen meinen eigenen Gatten, gegen den Vater meines Kindes!"

„Genug, genug," rief der Rittmeister ungeduldig, indem er ihre erhobenen Arme mit einer ungestümen Bewegung niederzog. „Laß uns vernünftig mit einander reden, wie verständige Leute, welche ihre Zukunft mit einander überlegen und sie zu ihrem gegenseitigen Besten ordnen wollen. Glaube mir, Amalie, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn das Schicksal es mir gestattete, Dich für das ganze Leben die Meine zu nennen und Deine problematischen Rechte anzuerkennen. Du bist schön, liebreizend und klug, und würdest es sehr gut verstehen, als eine vornehme Dame in einem hochadligen Salon zu repräsentiren. Das stolze Grafenblut der Schmittas fließt in Deinen Adern, und es verleugnet sich nicht; Du bist es werth, eine Baronin von Pinto zu sein, und ich beklage es als ein schweres Unglück, daß es mir versagt ist, Dich dazu

zu machen. Aber ich wiederhole es Dir, es ist unmöglich, ich bin verloren, wenn Du darauf bestehst. Der König würde mir diese Mesalliance nie verzeihen, der Graf Schmitta würde einen der anderen enfernten Lehensvettern zu seinem Schwiegersohne machen, die reiche Erbschaft würde mir entgehen, und damit die Möglichkeit, meine Schulden zu bezahlen und meine Verhältnisse zu arrangiren. Dagegen, wenn Du einwilligst, Dich von mir zu trennen, sehe ich einer glücklichen, sorgenfreien, ehrenvollen Zukunft entgegen, und Du sollst die Erste sein, welche die Früchte derselben genießt. Ich verpflichte mich, Dir und Deinem Kinde eine Jahresrente auszusetzen, von der Ihr Beide reichlich und anständig leben könnt, ich —"

„Nichts weiter!" rief sie mit lauter zorniger Stimme, indem sie sich von ihrem Sitz erhob und mit flammenden Augen ihn anschaute, „nichts weiter! Ich bin keine Hagar, welche sich mit ihrem Kinde hinausstoßen läßt. Ich bin die rechtmäßige Gattin, und i ch werde es sein, welche jedes andere Weib, das mich verdrängen will, vertreibt aus dem Hause, in welchem m i r der Ehrenplatz gebührt!"

„Amalie," flehte der Rittmeister, indem er in

der Angst und Gewalt seiner Erregung vor ihr auf die Kniee sank und die gefalteten Hände flehend zu ihr erhob, „Amalie, ich beschwöre Dich um unserer Ruhe, um unseres Friedens willen, übe Gnade, übe Barmherzigkeit! Mein Schicksal, meine Ehre, mein Glück liegt in Deinen Händen! Wenn Du mich jemals geliebt hast, so sei barmherzig, gieb mich frei!"

„Ich kann nicht, o mein Gott, ich kann ja nicht," rief sie schmerzgequält. „Ich kann ja nicht einwilligen, der heiligen Ehe zu spotten und den Schwur als ungesprochen zu betrachten, den wir Gott auf seinem heiligen Altar geleistet haben. Das Kirchenbuch ist verbrannt, in welchem sichtbar vor den Menschen unser Ehebündniß verzeichnet war, aber in unseren Herzen steht es geschrieben, und wir können es nicht auslöschen, und wir können die Vergangenheit nicht ungeschehen machen."

„Du willst also nicht einwilligen," fragte er mit drohender Stimme, indem er sich von seinen Knieen erhob und aufsprang. „Du willst Dich nicht in Güte von mir scheiden?"

„Nein! Weder Du noch ich haben die Macht, uns zu scheiden."

„Du bestehst also darauf, Baronin von Pinto werden zu wollen?"

„Ja, ich bestehe darauf, meinen Sohn anerkannt zu sehen als den rechtmäßigen und legitimen Sohn seines Vaters."

„Nichts kann Deinen Entschluß wankend machen? Weder mein Bitten, noch mein Flehen, noch die Ueberzeugung, daß Du mich unglücklich machst, daß Du mich ruinirst?"

„Nichts kann meinen Entschluß wankend machen, obwohl ich weiß, daß ich mich selber unglücklich mache, daß ich einer trostlosen, jammervollen Zukunft entgegengehe, denn ich liebe Dich nicht mehr, ich achte Dich nicht mehr, und ich werde elender sein wie die Bettlerin auf der Straße. Sie bettelt nur um Brot, um die Nothdurft des Lebens, ich aber habe mir meine Ehre, meine heiligen Rechte erbetteln müssen, und dies Bewußtsein wird wie ein Kainszeichen ewig auf meiner Stirn glühen. Aber mein Entschluß bleibt fest und ist unabänderlich."

„Ich frage Dich zum letzten Mal," sagte er bleich vor Zorn und Aufregung, „Du bestehst darauf, Baronin von Pinto werden zu wollen?"

„Ja, ich bestehe darauf," erwiderte sie mit fester Stimme.

Einen Moment begegneten sich ihre Blicke, kreuzten sich und bohrten sich in einander wie zwei Schwerterspitzen im tödtlichen Duell.

„Dies ist Dein letztes Wort?"

„Mein letztes!"

„Nun wohl," rief er mit vor Aufregung heiserer und zitternder Stimme, „nun wohl, so höre auch mein letztes Wort! Du hast die Hand verschmäht, welche ich zum Frieden Dir darreichte! Es sei also Krieg zwischen uns, Krieg und Kampf bis zum Untergang, bis zum Tode! Hiermit zerreiße ich das Band, welches ich einst in der rasenden Thorheit der Leidenschaft um uns geschlungen habe; hiermit sage ich mich los von Dir und Deinem Kinde für immerdar. Willst Du zur Vernunft zurückkehren und eine Unterstützung von mir annehmen, so wirst Du mich bereit finden, sie Dir zu geben, aber niemals werde ich mich zwingen lassen, aus Dir meine rechtmäßige Gemahlin, aus der Amtmannstochter eine Baronin von Pinto zu machen."

„Conrad, Du lästerst Dich selbst, Du lästerst Gott!" rief sie todesbleich. „Du erniedrigst Dich selber, denn Du lügst! Ich bin Deine rechtmäßige Gattin, Du kannst nicht vor Gott und Dir selber einen Meineid begehen!"

„Beweise mir doch, daß es ein Meineid ist!" rief er höhnend. „Stelle doch die Zeugen, welche es beschwören können, daß Du meine Gemahlin bist! Rufe doch den kindischen Pastor aus dem Grabe, das Kirchenbuch aus der Asche hervor, und lasse sie bezeugen, daß Du meine angetraute Gemahlin bist. Aber so lange Du das nicht vermagst, werde ich Deine Ansprüche für eine Lüge, für einen Wahnsinn erklären; und werde den Schutz des Königs selbst anrufen gegen Deine Tollheit."

Sie stand ihm gegenüber, hoch aufgerichtet, todesbleich, mit drohender Miene und flammenden Zornesblicken.

„Versuche es, Conrad von Pinto! Gott hat Deine Worte gehört, und er wird Dich strafen, und er wird mir einen Rächer senden! Leugne vor dem Gesetz und vor dem König meine heiligen Rechte, aber Gott kennt sie, und er wird geben, daß die Wahrheit an das Licht kommt. Er wird mir einen Zeugen meiner Unschuld senden."

„Ich wäre sehr neugierig, ihn zu sehen," rief der Rittmeister hohnlachend. „Vraiment, sehr neugierig, den Zeugen zu sehen, welchen Gott

expreß vom Himmel senden soll, um zu bezeugen, was Niemand bezeugen kann."

„Hier ist der Zeuge," rief eine mächtige, feierliche Stimme hinter ihnen, und in dem Eingang der Laube zeigte sich die hohe, ernste Gestalt des Pfarrers Werner.

„Mein Herr, wer sind Sie, und was wollen Sie?" fragte der Rittmeister, indem er ihm grollend entgegentrat.

„Ich bin der Nachfolger dessen, der Ihre Ehe mit dieser edlen und treuen Dulderin eingesegnet hat," erwiderte Werner feierlich. „Ich bin der Zeuge, dessen sie bedarf, um vor dem Gesetz und dem Könige ihre Unschuld und ihre heiligen Rechte zu bezeugen! Denn ich habe Alles gehört! Gott hat gewollt, daß Ihre Stimme bis zu mir drang, da ich hinaufgegangen war auf den Kirchhof, um auf dem Grabe des heimgegangenen Pfarrers zu knieen und zu beten um Frieden und Ruhe für mich selber. Ihre laute zürnende Stimme störte mich in meinen Gebeten und in meinem Ringen mit meinem eigenen Gram. Wider meinen Willen ward ich Zeuge Ihrer Bekenntnisse und Ihrer Verleugnung! Ich bin der Zeuge, welcher Amaliens Unschuld beschwören wird."

„Sehr schön, wahrlich sehr schön," höhnte der Rittmeister. „Sie wollen auf das bloße Wort einer jungen, verliebten und ehrgeizigen Person beschwören, was Sie nicht wissen können, was Ihnen fremd und unbekannt ist. Nun wohl denn, versuchen Sie es doch, mein Herr Pfarrer. Wenn Sie uns also behorcht haben, so haben Sie ja auch gehört, daß ich der Mamsell Amalie Hartmann eben erklärt habe, ihre Prätensionen niemals anerkennen, niemals aus meiner ehemaligen Geliebten meine Gemahlin machen zu wollen. Ich bleibe dabei, Ihre gut extemporirte Erscheinung kann mich in meinem Entschluß nicht irre machen. Ich werde schweigen und abwarten, aus Schonung für das Mädchen, welches ich einst geliebt habe, aber wenn Sie so verwegen sein wollen, den Kampf mit mir aufzunehmen, dann sollen Sie mich gewaffnet finden! Wir haben einander nichts mehr zu sagen, geben Sie den Ausgang frei, Herr Pfarrer, ich will Sie verlassen, und seien Sie gewiß, ich werde Mamsell Amalie und ihren Bundesgenossen nicht behorchen. Schmieden Sie Ihre Pläne! Ich fürchte sie nicht, denn ich werde sie zerbrechen wie Glas, und sie in den Staub zu meinen Füßen hinwerfen. Adieu!"

Er schritt an Amalien vorüber, ohne einen einzigen Blick auf sie zu werfen, nur den Pfarrer, der draußen neben dem Eingang der Laube stand, traf sein kalter, verächtlicher Blick, und ein drohendes Lächeln zuckte um seine Lippen. Hastig schritt er vorwärts, den Steig hinauf und zur Umzäunung hin, welche den Garten von der Landstraße trennte.

Nicht Einmal schaute er zurück, ungebeugt und stolz war seine Haltung, leicht und anmuthig, als wie zum frohen Scherz, schwang er sich jetzt über die Umzäunung, und rief den Postillon, der in einiger Entfernung unter dem Schatten der Bäume mit dem Kaleschwagen hielt.

Amalie hatte ihm nachgeschaut mit weitgeöffneten Augen, starr, athemlos, als erwarte sie immer noch, er werde sich umwenden, er werde zu ihr zurückkehren. Jetzt, da man von der Landstraße her das Rollen eines abfahrenden Wagens vernahm, jetzt zuckte sie zusammen, ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust, die stolze Gestalt brach zusammen, und die bleichen, bebenden Lippen stießen jenen Schmerzenslaut aus, der so oft schon von zuckenden Frauenlippen ertönt ist: „Ich habe ihn geliebt, und er hat mich verlassen!"

„Aber Gott, Amalie, Gott hat Sie nicht verlassen," sagte die sanfte, traurige Stimme des Pfarrers, „und ein Freund steht an Ihrer Seite, der bereit ist, Ihnen sein Leben zu weihen. Richten Sie sich auf, meine Schwester, fassen Sie Muth, meine Freundin! Gott ist mit den Unschuldigen und den Reinen, und er wird uns Mittel und Wege zeigen, um Ihnen Ihre heiligen Rechte zu erkämpfen."

Er neigte sich zu ihr und bot ihr seine beiden Hände, die sie ergriff und von denen sie sich sanft emporziehen ließ.

„Werner," sagte sie mit jener Ruhe, welche das Uebermaß des Schmerzes verleiht, „Werner, mein Freund, Sie sind überzeugt, daß ich seine rechtmäßige Gemahlin bin?"

„Ja, Amalie, ich bin es."

„Sie sind auch überzeugt, daß, wenn ich meine Rechte beanspruche, dies nicht geschieht, weil ich den Hochmuth habe, eine vornehme adlige Dame zu werden, sondern weil ich meine und die Ehre meines Kindes retten und das Sacrament der Ehe nicht entheiligen will?"

„Ich bin auch davon überzeugt, Amalie. Ich weiß, daß Sie nicht aus Hochmuth und aus Menschenstolz Baronin von Pinto sein wollen."

„Sie sollen nun auch wissen, daß ich es nicht aus Liebe will,“ flüsterte sie, in sich erschauernd. „Er hat mit seiner Grausamkeit die Liebe in mir ertödtet, und ich werde nur um meiner Pflicht und meines Kindes willen für mein Recht kämpfen. Nicht aus Liebe, nein, wahrlich nicht aus Liebe! Könnte ich jetzt noch wählen, so würde ich es vorziehen, als die geringste Magd mir mein Brot zu verdienen, statt neben ihm zu leben als seine Gemahlin. Vergessen Sie dies nie, mein Freund, aber begreifen Sie auch, daß mir keine Wahl bleibt, und daß ich den Irrthum meiner unbewachten Jugend mit einem ganzen Leben voll Schmerz, Reue und Resignation abbüßen muß!“

„Ihr Irrthum war Liebe,“ sagte er leise, „und die Liebe Gottes möge Ihnen und uns Allen verzeihen! Sie haben aber das Rechte und das Würdige gewählt. Sie dürfen nicht in die Lüge willigen, denn was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Sie sind seine angetraute Gattin, und nicht der Menschenwille kann Sie scheiden, nur das Gesetz Gottes und des Königs. Fassen Sie nun einen Entschluß, fassen Sie alle Ihre Kraft zusammen und handeln Sie, denn was gethan werden soll, muß schnell geschehen.“

„Mein Entschluß ist gefaßt," sagte sie ernst und ruhig, „ich wandere nach Berlin, ich gehe zum König, oder vielmehr," fügte sie mit einem schwachen Lächeln hinzu, „ich gehe zu meinem alten Freunde, dem Leibkutscher Pfund. Sie haben gehört, wie er vor wenigen Stunden in seiner einfachen, schlichten Weise mir seine Freundschaft, seinen Beistand angeboten hat, und ich weiß, daß ihm seine Worte von Herzen kommen. Zu ihm, zu dem alten Leibkutscher Pfund will ich gehen, er soll mir rathen und helfen; er soll mir eine Unterredung mit dem König verschaffen. König Friedrich will ich um Gerechtigkeit anflehen, und er wird sie mir nicht versagen, denn er ist der Stellvertreter Gottes auf Erden, und Gott ist gerecht."

„Gehen Sie, Amalie, ja gehen Sie," sagte Werner feierlich. „Gott selber hat Ihnen den Weg gezeigt, auf welchem Ihnen Hülfe und Beistand kommen sollte; es ist kein Zufall, daß gerade heute der gute alte Pfund, der vielvermögende Diener des Königs hieher kam und Ihnen seine Dienste anbot. Ich habe in seinen Mienen gelesen, daß er ein ehrlicher und guter Mann ist, und er wird Ihnen daher beistehen und helfen. Und wenn Sie außerdem

noch eines Freundes, eines Beistandes bedürfen, so rufen Sie mich, meine Schwester, und ich werde kommen, und wenn Ihr Ruf mich auch auf dem Sterbebette träfe!"

Sie reichte ihm mit einem traurigen Lächeln ihre Hand dar. „Mein Freund, es stirbt sich nicht so leicht, und der Gram des Herzens tödtet nicht. Ich habe das an mir erfahren in langen kummervollen Nächten! Still davon, ich will nicht klagen! Ich gehe nach Berlin zum alten Leibkutscher Pfund. Ihn unterwegs noch einzuholen, wäre unmöglich, denn der König reist schnell und die Armuth und Dürftigkeit kommt nur langsam vorwärts. Auch bedarf ich noch der Vorbereitungen und auch der inneren Ruhe nach den Stürmen dieses grauenvollen Tages! Uebermorgen trete ich meine Wanderschaft an und gehe dahin, wohin auch mein Gatte gegangen ist. Ach, mein Freund, und wie verschieden sind doch unsere Wege! Der Baron von Pinto geht zu dem König Friedrich dem Zweiten, währenddeß seine Ehegattin sich scheu und demüthig hinschleichen muß zu dem alten Leibkutscher Pfund, um von ihm Hülfe zu erflehen."

5.

Die Audienzen.

Der König war seit einigen Tagen von seiner schlesischen Reise wieder nach Sanssouci zurückgekehrt, und hatte sein gewohntes regelmäßiges und vielbeschäftigtes Leben wieder aufgenommen. Nur eine kleine Abwechselung war in dem sonst hergebrachten Lauf der Geschäfte eingetreten: die Cabinetsräthe, welche sonst jeden Morgen um acht Uhr zu dem Könige kamen, um ihm ihre Vorträge zu halten und von ihm seine Entscheidungen und Befehle zu erhalten, die Cabinetsräthe mußten jetzt schon des Morgens um sechs Uhr zu ihm in das Arbeitscabinet kommen.

„Das Licht brennt auf die Neige,“ sagte der König, „und da muß ich mich beeilen, so viel

als möglich noch zu sehen, bevor das miserable kleine Licht auslöscht und mich in die ewige Nacht versetzt. Ich muß die Zeit, die ich noch habe, benutzen, denn sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."

Heute, am fünften October, hatten die Cabinetsräthe schon ihre Vorträge gehalten, und der König hatte sich aus dem Conseilszimmer in sein Cabinet zurückgezogen, um dort Denjenigen Audienzen zu ertheilen, welche er zu denselben befohlen hatte.

„Geh' hinaus," befahl er seinem Kammerdiener Schöning, welcher ihm mit sorglicher Beflissenheit die von Gicht angegriffenen und schmerzenden Füße in warme, pelzgefütterte Decken eingehüllt hatte, „geh' hinaus, Schöning, und sieh' im Vorzimmer nach, ob viele Leute da sind, und dann laß sie, Einen nach dem Andern, wie sie gekommen sind, eintreten. Ich glaub', es sind heute eine ganze Menge herbestellt."

Der Kammerdiener eilte in's Vorzimmer und kehrte nach wenigen Minuten schon mit ganz bestürzter Miene zu dem König zurück.

„Majestät," sagte er ehrfurchtsvoll, „es sind wirklich sehr viele Leute im Vorzimmer, und 'ne ganz curiose Sorte."

„Wie so?“ fragte der König. „Warum curios? Was sind's für Leute?“

„Majestät, es sind sechs Kerls, wie die Deibels, und vier Frauenzimmer, welche wahrscheinlich ihre vier Großmütter sind.“

Der König warf aus seinen großen blauen Augen einen strengen und zürnenden Blick auf den humoristischen Kammerdiener. „Benimm Dich hier, wie es Dir zukommt. Sage mir sans phrase, was sind es für Leute?“

Der Kammerdiener war roth geworden bei der königlichen Reprimande; mit einem traurigen, beschämten Ausdruck schlug er die Augen nieder, und seine Stimme zitterte, als er dem König Antwort gab.

„Majestät, Leute von einer Art, wie ich sie noch nicht in dem königlichen Vorzimmer gesehen habe. Die Männer tragen Jacken, und die engen Tuchhosen bis über den Knöchel aufgekrempelt, auf dem Kopfe Mützen von Tuch, in der Hand haben sie eine kleine kurze Hacke, und auf dem Rücken eine Kiepe, die mit Riemen um die Schulter gelegt ist, wie ein Tornister. Die Weiber haben schlechte, dunkle Röcke an, dazu Tuchjacken, ein buntes Kattuntuch um den Kopf gebunden, Schürzen von blauer gedruckter

Leinwand, die mit einem Zipfel in die Höhe genommen und in den Gürtel gesteckt sind, und auch 'ne Kiepe auf dem Rücken."

„Ach, ich weiß schon, was das für Leute sind!" rief der König, indem er hastig aus seiner Westentasche mehrere Prisen Spaniol in seine Nase beförderte. „Sie riechen wohl nicht nach Eau de Cologne?"

„Wer, Majestät?"

„Na, die Herren Lumpensammler und die Madames, von denen Du sagst, daß sie der Deibels ihre Großmütter sind."

„Majestät, ich bitt' um Vergebung, ich werd's nie mehr wagen, so was —"

„Nu laß man sein," sagte der König, „ich bin Dir nicht mehr böse, denn Du bist sonst ein guter Mensch, und Du weißt, daß ich sehr zufrieden mit Dir bin. Verstehst es gut, einen alten kranken Menschen, wie ich es bin, zu bedienen, und ich hab's recht gut gemerkt, daß Du diese Nacht heimlich die Thür von meinem Schlafzimmer offen gelassen hattest, um gleich zu hören, wenn ich etwa rufen sollte."

„Ach, Majestät, das ist ja blos meine Schuldigkeit und Pflicht, und ganz und gar nichts Besonderes."

„Hm, es ist leider heutzutage schon etwas Besonderes, wenn Jemand seine Schuldigkeit thut," murmelte der König still für sich. „Die Welt wird ja immer leichtfüßiger und immer windiger, und nicht die Pflicht, sondern das Plaisir ist die Hauptsache. Na, also die Lumpensammler, die ich mir herbestellt habe, sind im Vorzimmer. Sie sollen eintreten."

„Majestät halten zu Gnaden, aber Majestät sagten doch, die Leute sollten Einer nach dem Andern, wie sie gekommen sind, zur Audienz eingelassen werden, und die — Leute sind nicht die Ersten gewesen."

„Wer ist es denn gewesen?"

„Majestät, es sind die beiden Leibärzte Eurer Majestät und dann der Koch mit dem Küchenzettel."

„Was will der Kerl?" fragte der König lebhaft. „Ich habe ihm ja schon heute früh den Zettel geschrieben und Alles in Richtigkeit gebracht?"

„Ja, aber Eure Majestät wissen ja, daß die Herren Leibärzte auch immer mitsprechen wollen, und daß sie jeden Morgen sich den Küchenzettel ansehen, ob auch nichts Schädliches darauf steht."

„Ich will doch nicht hoffen, daß die superklugen Herren heute an meinem Küchenzettel etwas auszusetzen haben?“ rief der König. „Uebrigens müssen die Herren warten, denn was meine Person anbetrifft, das muß Zeit haben.“

„Majestät,“ bat der Kammerdiener, „die Herren Aerzte haben schon so lange gewartet, und es giebt so viele Kranke jetzt.“

„Hm, das ist wahr, die Kranken darf man nicht auf ihren Arzt warten lassen. Oeffne rasch!“

Der König begrüßte seine beiden Leibärzte Selle und Frese mit hastigem Kopfnicken und winkte sie mit seinem Krückstock näher zu sich heran.

„Na, es stehen ja ganze Strafpredigten in Seinem strengen Gesicht, mein sehr gelehrter Herr Geheimrath Selle, und der Leibmedicus Frese sieht aus, als wenn er eben ein Dutzend von seinen eigenen abscheulichen Pillen verschluckt hätte.“

„Majestät,“ rief der Leibmedicus, „ich wollte lieber, Eure Majestät hätten's gethan, denn meine Pillen würden Ihnen wahrhaftig besser bekommen, als die abscheuliche Mockturtlesuppe

mit Muskatblüthe, die Eure Majestät heute auf den Speisezettel gesetzt haben."

„Und was die Strafpredigt anbetrifft, welche das scharfe Ableraugе Eurer Majestät in meinem Gesicht richtig erkannt hat," bemerkte der Geheimrath Selle, „so thut es mir blos leid, daß sie da stehen bleiben muß, und daß der Respect gegen meinen König mir verbietet, sie aus meinem Gesicht auf meine Lippen treten zu lassen."

„Ich bin doch neugierig, Seine Strafpredigt zu hören," sagte Friedrich, „und da Er sie nicht an mich richten kann, so rufe Er 'mal meinen Kammerdiener Schöning herein und halte Er ihm sans gêne die ganze Strafpredigt."

Geheimrath Selle verneigte sich, öffnete die Thür des Vorzimmers und winkte mit gebieterischer Handbewegung den Kammerdiener herein, der mit ehrfurchtsvoller Miene an der Thür stehen blieb, der Befehle des Königs harrend. Der Lehnstuhl des Königs, welcher neben seinem Schreibtisch in der Mitte des Gemachs stand, befand sich gerade dieser Thür gegenüber, und die großen Augen Friedrich's hefteten sich jetzt mit scharf beobachtendem Blick auf den Geheimrath Selle, der mit zürnender Miene dem Kammerdiener entgegentrat.

„Ich erfahre soeben von Ihrer Bedienung," sagte er, „daß Sie alle meine Vorschriften unberücksichtigt gelassen haben."

Schöning starrte mit vollkommen verblüfftem Gesicht in das zürnende Antlitz des Leibarztes. „Aber, Herr Geheimrath —"

„Still," unterbrach ihn Selle. „An mir ist es jetzt, zu sprechen. Mein Herr, wenn der Arzt spricht, müssen die Patienten schweigen, denn im Krankenzimmer ist der Arzt der souveräne Gebieter, und man hat ihm zu gehorchen und seinen Befehlen sich unterzuordnen."

„C'est une phrase bien rigoureuse," rief der König kopfschüttelnd.

„Mais elle dit la vérité," replicirte der Geheimrath. „Der Arzt ist verantwortlich für seinen Kranken, und wenn er einmal die schwere Pflicht übernommen hat, ihn zu curiren, so muß er auch darauf rechnen können, daß seine Ordres eben so genau befolgt werden, wie die Ordres des Feldherrn auf dem Champ de bataille. Aber Er ist ungehorsam und unfolgsam gewesen, Schöning, und das ist eine Sünde gegen sich selbst, und eine Grausamkeit gegen Seinen Arzt. Ich habe es Ihm nicht verhehlen können, daß Sein Körper von vielen Strapazen erschöpft

und angegriffen ist, und daher großer Schonung und Pflege bedarf. Wir müssen die größte Sorgfalt darauf verwenden, daß die Gicht, welche Ihm im Körper steckt —"

„Aber, Herr Geheimrath!" rief Schöning entsetzt, „das ist ja schrecklich. Ich habe ja noch gar nicht gewußt, daß mir die Gicht im Körper steckt."

„Schöning," sagte der König, „halt man ganz still. Er stichelt auf mich, Du mußt Dir nichts daraus machen! Fahr' Er fort, Selle!"

„Ich wiederhole, wir müssen die größte Sorgfalt darauf verwenden, daß die Gicht, welche Ihm im Körper steckt, durch sanfte Mittel, durch ruhiges Verhalten, durch leichte Diät unterdrückt werde. Er muß sein Leben schonen, denn Er ist das Haupt einer großen Familie, welche auf Ihn mit Liebe, Vertrauen und Bewunderung blickt, und von Ihm ihr Glück und Wohlergehen erwartet. Er muß sich denen erhalten, welche Ihn lieben, welche Ihm angehören und denen Er unentbehrlich ist."

„Kein Mensch auf Erden ist unentbehrlich," sagte der König kopfschüttelnd. „Le roi est mort, vive le roi!"

„Die Pflicht der Selbsterhaltung ist eine hei-

lige Pflicht," fuhr Selle fort, „und was will Er antworten, wenn Er eines Tages vor Gottes Thron hintritt, und dieser ihn fragt: „„Warum kommst Du schon so früh? Deine Zeit war noch nicht abgelaufen!"" Ich weiß schon, Er wird dann dem lieben Herrgott antworten: „„Majestät des Himmels, ich hatte auf Erden ein paar Aerzte, die mich curirten, und die haben mich hieher expedirt."" Aber der liebe Herrgott wird Ihm nicht glauben, sondern er wird zu Ihm sagen: „„Die Kunst der Aerzte scheiterte an den Küchenzetteln der Köche. Du selbst, und Du allein trägst die Schuld an Deinem Tode!"" Gehe Er deshalb in sich, Schöning, nehme Er Raison an, mache Er Seinen armen geplagten Aerzten keine Schande, und bedenke Er, daß wir der Welt verantwortlich sind für Sein Leben. Helfe Er unseren Bemühungen, Seine edle und kostbare Gesundheit wieder herzustellen, indem Er die Vorschriften der Diät befolgt, von welcher der Erfolg unserer Cur abhängig ist. Wenn man Spießglasschwefel einnimmt, wenn man Pillen aus dem Safte des Sakopenium gebraucht, und erst vor acht Tagen zur Ader gelassen ist, darf man nur leichte Speisen genießen, leichte Bouillon, etwas Geflügel und Compot, und Er

hat mir versprochen, sich darnach zu richten. Aber wie lautet nun Sein heutiger Speisezettel? Ich werde Ihm denselben vorlesen, und dann wird Er selber einsehen, daß ein solcher Küchenzettel für einen Kranken unmöglich ist. Dieser Küchenzettel lautet: 1) Mockturtlesuppe mit Muskatblüthe. 2) Boeuf à la Russienne in Franzbranntwein gedämpft. 3) Polenta, mit recht viel Knoblauchsaft in Butter gebacken. 4) Aalpastete. 5) Hühner in saurer Sahne mit Paprika *). — O Schöning, Schöning, ist das ein Küchenzettel für einen Kranken passend? Nein, diese Speisen mit ihren hitzigen Gewürzen scheinen für die Hölle gebacken zu sein; wie höllisches Feuer erhitzen sie schon das Blut der Gesunden, und für einen Kranken sind sie ganz unmöglich. Er wird Mitleid haben mit Seinen Aerzten, Schöning, Er wird nicht wollen, daß ihre Cur unwirksam und ihre Bemühungen vergeblich sind. Er wird heute Mittag, den Vorschriften seiner Aerzte gemäß, eine leichte Bouillon und ein Backhühnchen ohne Paprika essen, nicht wahr, Er wird ein gehorsamer Patient sein?"

*) Dieser Küchenzettel mit Correcturen von des Königs eigener Hand ist noch vorhanden. Siehe Zimmermann: Fragmente.

Der Kammerdiener blickte verlegen nach dem König hin, der ihm zustimmend zunickte. „Ja, Herr Geheimrath," sagte er dann mit einem vergnügten Lachen, „ich werde heute Mittag Bouillon und Backhühnchen essen, das heißt, wenn Seine Majestät es erlauben."

„Ich erlaube es Dir," erwiderte der König, „und ich ermächtige Dich, in die Küche zu gehen und Dir Dein von Selle verordnetes Diner sogleich in meinem Namen zu bestellen. Ich wünsche Dir guten Appetit dazu und freue mich sehr, daß ich Dein Diner nicht zu verzehren habe."

„Wie?" fragten Selle und Frese ganz bestürzt, „Eure Majestät wollen es nicht essen?"

„Nein, vraiment, ich will es nicht," lachte der König. „Seine Strafpredigt war ganz gut, aber seh' Er einmal, richten kann ich mich darnach nicht, und Er weiß wohl, ich gehöre zu den Ungläubigen, welche nicht an die Allwissenheit der Aerzte glauben, und wie die Türken sagen: „Allah, il Allah, was kommen soll, kommt doch!" Was aber meine Küchenzettel anbetrifft, so sind das Recepte, in welche die Herren Aerzte nur dann hineinsprechen können, wenn sie meine Gäste sind und ihnen meine

Recepte behagen.*) Das haben schon die alten Römer gewußt, und haben darum gesagt: Praesente medico nihil nocet, nichts ist schädlich in Gegenwart der Aerzte." Damit mir also mein heutiges Diner nicht schädlich sei, werde ich wohl am besten thun, mir die Gegenwart der Herren Aerzte zu erbitten. Ich invitire Sie Beide zu heute Mittag um ein Uhr. Also au revoir, Messieurs!"

„Aber Sire, —"

„Mein Herr, es giebt kein Aber, wenn ich gesprochen habe," unterbrach ihn der König mit einem flammenden Blick. „Ueberdies warten für mich die Leute im Vorzimmer und für Sie die Kranken in ihren Betten. Adieu!"

Der König schaute den beiden Leibärzten, welche gesenkten Hauptes sich entfernten, mit einem ernsten, düstern Blicke nach. „Als ob ich mich täuschen ließe," murmelte er achselzuckend, „als ob ich nicht wüßte, daß die Lampe verlöschen muß, wenn sie kein Oel mehr hat. Meine dreiundsiebenzig Jahre lassen sich von den Aerzten nicht curiren, und wenn die Na-

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Zimmermann: Fragmente.

tur zu einer Pflanze sagt: „Du bist abgeblüht," so werden die Aerzte sie nicht wieder zum Blühen bringen, wenn sie auch mit allen ihren Medicinen sie begießen. Und wahrlich," fuhr der König sinnend fort, „wahrlich, es liegt mir auch gar nichts daran, noch länger auf dieser erbärmlichen Welt zu bleiben, denn es ist einsam und kalt hier. Alle meine Freunde sind vor mir dahingegangen und erwarten mich im Elysium. Was soll ich noch hier? Ich bin es müde, über Sclaven zu regieren, und das Leben widert mich an!*) Aber nein," unterbrach sich der König in seinem Selbstgespräch, „so lange ich dieses Leben zu tragen habe, muß ich meine Schuldigkeit thun und die Pflichten meines Standes erfüllen!"

Er faßte nach der Klingel und ließ sie zweimal ertönen. Schöning, welcher draußen im Vorzimmer an der Thür stand, kannte das Zeichen und wußte nun, daß der König seine zweite Audienz ertheilen wolle.

Die Thür ward also sachte geöffnet, und mit schüchternen Mienen, leis' auf den Zehen trip-

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Correspondence de Frédéric II. Vol. IX. der Oeuvres.

pelnd, traten diejenigen herein, welche der Kammerdiener vorher als richtige Deibels mit ihren vier Großmüttern bezeichnet hatte: die Lumpensammler von Berlin.

Der König lächelte, und indem er hastig etwas Spaniol in seine Nase stopfte, winkte er mit seinem Krückstock und befahl den Leuten, an seinem Lehnstuhl vorbei zu defiliren.

„Das ist also Euer richtiger Anzug, in welchem Ihr Eurem Geschäft nachgeht?" fragte der König dann, als die Männer und Frauen sich wieder in zwei Reihen vor der Thür postirt hatten.

„Ja, Majestät," erwiderte der Greis, welchen die Anderen sich zum Sprecher erkoren, „ja, das ist unser richtiger Anzug, man blos, daß er nicht allemal so sauber aussieht, denn das können sich die königliche Majestät woll vorstellen, daß, wenn man den ganzen Tag in'n Müllhaufen und im Rinnstein zu krabbeln hat, man dann nicht so sauber und elegant aussieht, als wenn man seinem König 'ne Visite macht."

„Ja freilich, das kann ich mir wohl denken," lächelte Friedrich. „Es ist eben kein sehr sauberes Geschäft, das Ihr erwählt habt, aber ein sehr nothwendiges und nützliches, und darum habe

ich Euch herberufen, um Euch zu sagen, daß Ihr recht viel Sorgsamkeit und Attention auf Euer Geschäft verwenden und keinen Fleiß und keine Mühe scheuen sollt."

„Majestät," sagte der Sprecher traurig, „es ist man blos, daß die Leute uns so disreputirlich betrachten und Einen so ansehen, als wenn man 'n ganz nichtsnutziges Ding wäre, dem jeder ordentliche Mensch aus dem Wege gehen müsse."

„Daran müßt Ihr Euch nicht kehren," rief der König eifrig, „denn die Leute, welche Euch so ansehen, sind dumm und wissen nicht, daß Ihr eine sehr nützliche Arbeit macht. Denn woher sollte wohl gutes Papier kommen, wenn Ihr keine Lumpen sammeln thätet? Auf die Lumpen kommt Alles an, und die Lumpen sind ein viel wichtigerer Gegenstand als zum Beispiel der Kaffee, nach welchem sich die dummen Berliner jetzt alle fünf Finger lecken. Man kann sehr wohl ohne Kaffee bestehen, aber die Lumpen gebraucht man sehr nothwendig, um Papier daraus zu machen. Ich will Papiermühlen anlegen lassen, und die können nicht bestehen ohne gute Lumpen, und dafür habt Ihr und Eure Kameraden zu sorgen. Wenn Ihr also darin Eure Schuldigkeit thut, so seid Ihr eben so ehrenwerthe

Leute als jeder andere Handwerksmann, der seine Schuldigkeit thut."

„Ich danke Eurer Majestät in unser Aller Namen," rief der Greis mit zitternder Stimme und mit Thränen in den Augen, „ich danke Eurer Majestät im Namen aller Armen und Krüppel und Dummköpfe, die, wie ich, niemals ein Gewerbe gelernt haben, und die, wie 'n Sperling, sich von der Straße ihr kümmerliches Stück Brot aufsuchen müssen. Und wenn jetzt die Leute stolz an uns vorübergehen, und wenn die übermüthigen Jungen uns Schimpfwörter nachrufen, so wollen wir uns nicht daran kehren, sondern wollen denken: es ist ganz egal, was die dummen Jungens sagen. Unser König hat mit uns gesprochen, und nu sind wir eben so viel werth, als jeder andere Bürger und Unterthan in seinem Staat. Nich wahr, Kameraden, so wollen wir denken?"

„Ja, so wollen wir denken," wiederholten die Anderen im freudigen Chor.

„Ihr müßt auch recht sorgfältig mit den Lumpen umgehen, und lernen, die Lumpen zu sortiren," sagte der König, „denn das Sortiren der Lumpen ist eine Hauptsache für die Papiermühlen, und wenn Ihr ihnen Eure Lumpen

gleich gut sortirt übergebt, dann werdet Ihr sie viel besser bezahlt bekommen. Merkt Euch dies Alles, theilt es Euren Kameraden mit, und sagt ihnen, daß Euer König sehr viel Werth darauf legt, und daß er sich freuen wird, wenn Ihr recht fleißig sammelt und recht gut sortirt. — Sucht Ihr denn blos in der Stadt Eure Lumpen?"

„Nein, Majestät, wir gehen auch auf die benachbarten Dörfer, nach Treptow und Steglitz, nach Schönhausen und Pankow, und aller Orten, denn unser Handelsartikel ist überall zu finden."

„Recht so," sagte der König, „seid nur recht ruhig und thätig. Auf den Dörfern müßt Ihr mit dem Karren umherfahren und die Lumpen einkaufen, und dann so müßt Ihr den Leuten auf den Dörfern Schwamm dafür geben zum Feueranmachen, damit nicht so viele leinene Lumpen zu Zunder verbrannt werden.*) Merkt Euch das wohl."

„Wir werden es uns sicherlich merken, Majestät, und wir werden von heut' an sehr fleißige und ordentliche Leute sein."

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Friedrich Förster: Friedrich der Große, als Mensch, Regent und Feldherr. S. 327.

Der König nickte freundlich und fragte lebhaft, wie hoch sich täglich die Ausbeute ihres Geschäfts belaufe, wie viel leinene Lumpen sie wohl im Stande wären, die Woche abzuliefern, und schien sehr zufrieden mit den Antworten, welche der alte Mann in ruhiger, verständiger Weise ihm ertheilte. Dann entließ er sie mit einem freundlichen Wort, und befahl ihnen, sich zu seinem Cabinetsrath Müller zu begeben, der schon den Befehl erhalten habe, Jedem von ihnen einen Friedrichsd'or als Prämie auszuzahlen, weil der König erfahren habe, daß sie die besten Lumpensammler in Berlin wären.

Als die Leute dann mit lauten Danksagungen und freudestrahlenden Gesichtern sich entfernt hatten, klingelte der König wieder und befahl dem Kammerdiener, den Geheimrath Trarbach eintreten zu lassen.

„Trarbach," rief ihm der König entgegen, „ich habe mich nun überzeugt, daß es bei uns eben so gute Lumpen giebt, wie in Holland und Frankreich, und daß wir daher eben so gutes Papier machen können, wie in diesen Ländern, wenn wir nur gute und tüchtige Papiermühlen haben. Wie viel Geld meint Er wohl, daß jährlich von Berlin für Druckpapier in's Ausland wandere?"

„Ich habe auf Befehl königlicher Majestät darüber Nachforschungen angestellt, und das Ergebniß ist, daß wenigstens alljährlich über fünfzigtausend Thaler für Druckpapier allein von Berlin in's Ausland wandern."

„Nu, seh' Er einmal, was das für 'n Schaden ist! Und wenn ich auch nicht glaube, daß man in allen Städten von Preußen so schreibselig und so schwipp mit der Feder ist, wie in dem übermüthigen und superklugen Berlin, so können wir doch rechnen, daß in allen Städten zusammengenommen wohl noch doppelt so viel Papier verbraucht wird, und daß also ein paarmalhunderttausend Thaler in's Ausland wandern. Das soll aber nicht sein. Ihr sollt in meinem Namen einen Befehl aufsetzen, welcher die Ausfuhr der Lumpen verbietet, und Ihr sollt Sorgetragen, aus Holland oder Frankreich einen geschickten Papierfabrikanten kommen zu lassen, welcher die Papiermanufactur hier in Gang bringt."

„Majestät, ich habe bereits mit dem Papierfabrikanten Dubois, der aus Paris von Herrn von Grimm geschickt ist, Rücksprache genommen, und derselbe ist bereit, eine Papiermühle in Spechthausen anzulegen, wenn Eure Majestät

die Gnade haben wollen, ihm in den ersten Jahren einen Zuschuß dazu zu geben. Ich finde aber, daß seine Forderung zu hoch ist."

„Wie viel verlangt der Mensch?"

„Majestät, er verlangt für jedes Jahr zehntausend Thaler."

„Es ist freilich sehr viel, aber ich will dem Monsieur Dubois das Geld aus meiner Schatulle geben, zehntausend Thaler auf fünf Jahre, wenn ich noch so lange leben sollte, und da dieses sehr zweifelhaft ist, soll man gleich zwei Jahre auf Einmal auszahlen. Besorg' Er das, Trarbach, richte Er sein Augenmerk auf diese wichtige Sache, und bedenke Er, daß sie mir sehr am Herzen liegt."

„Es haben sich noch mehrere Leute gemeldet, welche Papiermühlen anlegen möchten. Da ist ein Bürger aus Berlin, Namens Heyl, und —"

Der König unterbrach ihn lebhaft. „Es ist mir Alles ein Thuend, wer das anlegt, er mag heißen Hans, Peter oder Kunz, wenn es nur recht vernünftig und in aller Ordnung angelegt wird. Auf die Lumpen kommt Alles an.*) Geh'

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Friedrich Förster: Friedrich der Große, als Mensch, Regent und Feldherr. S. 327.

Er jetzt, Trarbach, und spreche Er mit dem Monsieur Dubois."

Der König war nun wieder allein, und sein Auge, das gedankenvoll vor sich hinschaute, hob sich allgemach empor zu der Console an der Wand gegenüber, auf welcher Voltaire's Büste sich erhob.

„Ach, Monsieur le Poète," rief er lächelnd, „was für ein homerisches Gelächter würdest Du aufschlagen, wenn Du gehört hättest, wie der Philosoph von Sanssouci sich um die Lumpen seines Landes bekümmert. Aber ich sage mit Terenz: Homo sum, nihil humanum a me alienum puto. Ich werde mit Euch, meinen Freunden, meinen großen Todten, bald wieder im Elysium zusammen sein, und dann werden wir die Zeit einer Ewigkeit haben, um unsere Ideen auszutauschen und auf den Schwingen der Phantasie über die Welten dahin zu flattern. Darum will ich die kurze Spanne Zeit, welche ich noch auf Erden, fern von Euch, verweilen muß, dazu anwenden, um für mein Volk zu sorgen und zu wirken. Kann ich auch nicht Jedem meiner Unterthanen ein Huhn in seinen Topf verschaffen, so kann ich ihnen doch wenigstens den Topf verschaffen, und meinem Nachfolger mag es dann aufbehalten

bleiben, ihnen das Huhn hinein zu besorgen! Und also, Monsieur le Poète, ne vous moquez pas de moi, parceque je suis un pauvre roi, esclave de mon devoir!"

Er nickte Voltaire zu und ließ sein Auge wieder herniedergleiten von der Marmorbüste, von dem Unsterblichen wieder zu den kleinlichen Dingen der Sterblichkeit. Langsam glitt dieses Auge in dem Gemach umher, das für den greisen Heldenkönig so viel Erinnerungen enthielt, das zu ihm sprach von so viel vergangenen Jahren voll Freud' und Leid, von so viel Enttäuschungen und Hoffnungen, so viel großen Erwartungen und kleinen Erfüllungen! Da, auf jenem Lehnstuhl ihm gegenüber auf der andern Seite des Tisches, hatte Voltaire so oft gesessen, und mit seinem Satyrlächeln und seinem boshaften Spott niedergeschaut auf das Papier, welches die Verse enthielt, die der König in einer glücklichen Mußestunde gedichtet, und die er bescheidentlich dem Urtheile des größeren Dichters unterbreitete.

Voltaire war längst heimgegangen zu den Unsterblichen, und der König dichtete nicht mehr; mit dem Alter war seine poetische Ader versiegt, sein Genius hatte seine Flügel gesenkt und wartete nur noch auf das letzte Regen seiner

Schwingen, die ihn herniedersenken sollten in das Grab, empor ihn tragen sollten in's Elysium.

Dort auf dem Tabouret im Fenster hatte der Marquis d'Argens so oft gesessen und mit seinen zärtlichen Augen dem königlichen Freunde zugelächelt, indem er ihm die heiteren Geschichten der sonnigen Provence erzählte und den König lachen machte durch seinen unschuldigen Humor und seinen harmlosen Witz. Und wie oft in langen glücklichen Jahren war nicht auch Mylord Marschall in diesem Gemache gewesen, dieser großsinnige, edle Mensch, von dem Friedrich oft gesagt, daß der Gedanke an diesen ihn wieder aussöhnen könne mit der erbärmlichen Menschheit. Und wie oft hatte der König hier dem feinen und geistreichen Gespräch Algarotti's zugehört und sich gefreut an der Unterhaltung des gelehrten Quintus Icilius!

Todt sie Alle und begraben! Vorüber alle die Jahre des Genusses, des Geistesverkehrs, der Poesie, der Liebe!

Auch der Liebe! Des Königs große blaue Augen flogen hinüber zu jener Thür, auf deren Schwelle s i e einst gekniet, geweint und gefleht hatte, zu jener Schwelle, auf der er zum letzten Mal die holde Gestalt Derjenigen gesehen, die

er so sehr geliebt hatte, daß er sie von sich stieß, weil er nicht wollte, daß ein Weib ihn in Fesseln schlüge und seinen Geist beherrsche, seinen Geist, der frei sein mußte, um ganz dem Dienste seines Volkes sich zu weihen! Die Gestalt Barbarina's, dieser Königin der Schönheit, dieser Holdesten unter allen Holden!

Die Erinnerung an sie war wie Musik und Poesie, und sie rauschte und klang und sang an seiner Seele vorüber wie die letzten Klänge einer Aeolsharfe, wie die letzten Töne seiner Flöte, welche noch mit ihrem Echo das Gemach durchhallte, als der König sie niedersenkte in den Kasten, um ihn niemals wieder zu öffnen.

Alles begraben, Alles todt und hin! Eins nur ist geblieben, Eins nur schwebt über ihm, unsterblich, unvergänglich: der Ruhm! Die Freundschaft ist gestorben wie die Liebe, die Jugend ist verrauscht, die Hoffnungen sind verdorrt, die Phantasie gelähmt. Aus dem jungen, feurig glühenden, Alles erstrebenden, Alles erfassenden König ist ein alter Mann geworden. Aber der Ruhm altert niemals, und der Lorbeer, welcher die Stirn des Helden, des Dichters umkränzt, leuchtet noch hell und frisch, wenn längst alle Myrten verdorrt sind! Unsterblichkeit des Ruhms,

Glorie des selbsterworbenen Lorbeers! Wem das Leben diese Herrlichkeit gegeben, der soll sich ihrer freuen, und sie nicht zu theuer erkauft finden, wenn er auch das Blut seines Herzens und die Träume seiner Liebe dafür hingegeben hat! —

Der König schlug die Augen wieder auf, und erwachte aus seinen Träumen und aus dem erquicklichen Schlaf einer Viertelstunde, in welchem sein ermatteter Geist jetzt manchmal ausruhte von den Mühen des Tages.

Der König schlug die Augen wieder auf, und sie fielen ganz zufällig auf seinen Degen, der über den Papieren und Büchern neben ihm auf dem Schreibtische lag. Die Klinge dieses Degens, mit welchem er seit den ersten Tagen seiner Siege und seines Heldenthums seinen tapferen Schaaren vorangeschritten war, die Klinge dieses Degens war sicherlich noch eben so glänzend, eben so fest und hart und rein wie damals, aber diese Klinge steckte in einer Scheide, die alt, abgenutzt und zerrissen war, und dem Degen ein gar jämmerliches Ansehen gab. Ein wunderbares, sonniges Lächeln glänzte über das Antlitz des alten Heldenkönigs hin, als er das sah, und der Ruhmeskränze gedachte, und der

Lorbeerglorie, welche er eben in seinen Träumen gesehen!

War's nicht mit ihm auch so wie mit seinem Degen? War nicht auch seine Seele hell und glänzend, wohnte nicht auch in ihr ewige Jugend, während sein Körper, das Futteral seiner Seele, abgenutzt war und ärmlich und alt, und die Aerzte an diesem kümmerlichen Futteral herumflickten und ausbesserten, und ihm doch nicht sein früheres Aussehen und seine Jugend wieder geben konnten?

„Arme Degenscheide," murmelte der König. „Sie haben dich mir gebracht, um mir zu beweisen, daß ich dich bei Seite werfen und einen andern Degen tragen soll. Aber ich will's nicht! Wir sind mit einander jung gewesen und alt geworden, wir wollen mit einander aushalten bis zum Grabe. Ich will für die Scheide meines Degens thun, was die Aerzte für das Futteral meiner Seele thun, ich will dich ausbessern und flicken, damit du noch so lange aushältst, wie mein Futteral!"

Der König nahm den Degen, zog mit einem raschen Schwung die glänzende Klinge hervor und legte sie mit einem Blick voll Ehrfurcht und Liebe neben sich auf den Tisch, zündete sich dann

selber mit den neuen Schwefelhölzchen ein Licht an, griff nach dem Siegellack und machte sich emsig und eifrig darüber her, die Degenscheide an den zerrissenen Stellen mit Siegellack auszubessern und zu flicken.*)

Während der König damit beschäftigt war, seine zerrissene Degenscheide zu flicken, und den schwarzen Siegellack auf die schadhaften Stellen der schwarzen Lederscheide tropfte, stand draußen im Vorzimmer der Marchese Lucchesini im eifrigen Gespräch mit dem Kammerdiener Schöning.

„Ihr meint also, Schöning, daß ich es wagen darf?" fragte der Marquis, welcher einer von den wenigen Bevorzugten war, an deren Unterhaltung der König noch Gefallen fand, und dessen heitern Witz und feinen Geist der König liebte.

„O, Herr Marquis wissen ja, daß Seine Majestät Sie liebt, und ich bin überzeugt, daß Seine Majestät Euer Gnaden gewiß nichts abschlagen werden."

„Mein Lieber," seufzte Lucchesini, „ich bin davon weniger überzeugt. Seine Majestät war

*) Diese so von dem König geflickte Degenscheide befindet sich noch in der Kunstkammer zu Berlin; jetzt mit derselben im neuen Museum.

in den letzten Abenden, wenn ich die Ehre hatte ihr aufzuwarten, immer sehr wenig guter Laune, und ich fand das sehr natürlich, denn Seine Majestät sagten mir, daß ihre Nächte immer sehr schlecht und schlaflos gewesen."

„Aber diese letzte Nacht ist etwas besser gewesen, Eure Gnaden, und Seine Majestät sind heute bei recht guter Laune. Sie haben schon die Gnade gehabt, mir einen tüchtigen Verweis zu ertheilen, und sind nachher so gut und freundlich gewesen, und so liebreich, als wollten sie's wieder gut machen. Und das ist allemal so, wenn der König gegen Einen von uns des Morgens ein bischen hart gewesen, dann ist er nachher um so gnädiger und gütiger, und es giebt den ganzen Tag kein böses Wort mehr."

„Nun, so will ich es also darauf hin wagen, mein Lieber," sagte der Marchese lächelnd, „will zu dem König eintreten und mein Gesuch anbringen, vorausgesetzt, daß ich Seine Majestät nicht in der Arbeit störe. Ihr wißt, Seine Majestät hat die Gnade gehabt, mir allemal freien Zutritt zu gewähren, und ich darf jeder Zeit unangemeldet zu dem König eintreten, aber ich möchte doch Seine Majestät nicht in irgend einer Arbeit unterbrechen. Könnt Ihr Euch

nicht ein Geschäft machen und eintreten, um nachzusehen, was der König thut?"

„Unmöglich, Herr Marchese, wenn Seine Majestät nicht klingelt oder ruft. Und doch, hören Eure Gnaden nur, die Alkmene kratzt an die Thür und will heraus. Ich will ihr die Thür aufmachen, und bei der Gelegenheit kann ich hineinschauen."

Der Kammerdiener schlüpfte nach der Thür hin, öffnete sie weiter und langsamer, als er sonst zu thun pflegte, und als das zierliche gelbe Windspiel in das Vorzimmer geschlüpft war, ließ er die Thür langsam wieder zugleiten und kehrte zu dem Marchese zurück.

„Nun, mein lieber Schöning, was thut der König? Schreibt er oder liest er?"

„Nichts von dem Allen, Herr Marchese. Der König — ja wahrhaftig, ich habe es ganz deutlich gesehen, der König flickt sich seine Degenscheide!"

„Diable," murmelte der Marchese, „das ist ein böses Zeichen, denn es verkündet, daß Seine Majestät sich heute wohl in einer etwas sparsamen Laune befinden. Indessen, es muß sein, und ich hab's einmal versprochen! Oeffnet mir die Thür, lieber Schöning, aber beide Flügel-

thüren, ganz weit, und dann rufet mit feierlicher Stimme meinen Namen."

Der Kammerdiener Schöning folgte der erhaltenen Weisung, riß die Flügelthüren weit auf, und meldete mit lauter Stimme: „Seine Excellenz der Herr Marchese Lucchesini, Oberkammerherr Seiner Majestät."

Darauf trat der Marchese, mit einem kleinen Buch in der Hand, auf die Schwelle des königlichen Gemaches, verneigte sich mit feierlichem Anstand, machte dann einige Schritte vorwärts und neigte abermals seine lange und schlanke Gestalt in einer würdevollen Verbeugung, während er dabei in der ausgestreckten rechten Hand immer das kleine Büchlein gefaßt hielt.

„Mon chèr," rief der König, indem er die Degenscheide hinlegte, „was ist denn los, und was soll's mit der feierlichen Entrée?"

„Sire," erwiderte der Marchese, abermals ein paar Schritte vortretend und sich abermals tief verneigend. „Sire, dies ist die Weise, in welcher sich die Gesandten der Republik Genua in Wien einführen lassen, und da ich zu Eurer Majestät heute auch als Abgesandter komme, erlaube ich

mir das Hofceremoniell meines Vaterlandes in Anwendung zu bringen."

„Ah, mein Herr Ambassadeur," sagte Friedrich lächelnd, „ich heiße Eure Herrlichkeit in meinen Staaten willkommen, und erlaube mir nur die allerunterthänigste Frage, von welcher der italienischen kleinen Republiken ich die Ehre habe Sie als ihren Abgesandten zu empfangen?"

„Sire, ich komme nicht als der Abgesandte einer Republik, sondern als der Abgesandte der leidenden Menschheit."

„Diable, mon chèr," rief der König, „dann sind Sie der Ambassadeur von mehr als der halben Menschheit überhaupt, und sind auch mein Abgesandter und Vertreter."

„Sire, wenn die Könige leiden, so haben sie nur Gott, zu dem sie ihre Gebete als Abgesandte schicken können, wenn aber die Völker leiden, so haben sie einen Vermittler zwischen Gott und ihrem Unglück, an den sie zunächst sich mit ihren Abgesandten wenden; dieser Vermittler ist ihr Fürst, ihr König. Sire, ich komme als Abgesandter des Armenhauses in Potsdam. Eure Majestät haben sonst alljährlich dem Armenhause eine gnädige Unterstützung gewährt, aber in die-

sem Jahre haben die Armen vergeblich auf diese Gnade gehofft, und da es ihnen sehr an Geld mangelt, so hat der würdige Vorstand des Armenhauses jetzt den Entschluß gefaßt, eine öffentliche Musikaufführung in der Stadtkirche zum Besten des Armenhauses zu veranstalten. Diese Musikaufführung wird morgen Abend stattfinden, und ich wollte um die Gnade bitten, Eurer Majestät dieses kleine Büchlein zu Füßen legen zu dürfen, welches den Text der Musik enthält, und sodann dieses Papier, auf welchem die Subscribenten die Zahl der Billets, welche sie kaufen wollen, zu verzeichnen haben."

Des Königs lächelndes Gesicht war ernsthaft geworden, er war aufgestanden und ging langsam und schweigend, auf seinen Krückstock gelehnt, in dem Gemach auf und ab.

Der Marchese hielt noch immer das Buch und das Papier in seiner Hand, und schaute mit ängstlichem, unruhigem Blick dem Auf- und Abwandeln des immer noch schweigenden Königs zu.

„Sire, ich bitte um Gnade, wenn ich Eure Majestät erzürnt habe, denn ich sehe wohl an dem plötzlichen Ernst Eurer Majestät, daß meine Kühnheit Ihnen mißfällt."

Der König schüttelte langsam sein Haupt. „Sie irren, Marquis. Ich bin nur darum ernst, weil ich das Armenhaus nicht hätte vergessen sollen. Ich habe jetzt keinen großen Kassenvorrath, aber ich werde an die Sache sicherlich denken, und ich versichere Sie, es betrübt mich wahrhaft, daß mir das passirt ist, und daß ich die Armen vergessen konnte.“*)

„Sire, Sie schenken ihnen heute die Hoffnung.“

„Und das ist sehr wenig für diejenigen, welche hungern, denn von der Hoffnung wird man nicht satt. Nicht wahr, das wollten Sie eigentlich doch sagen? Und Sie haben recht, Monsieur. Eine unbedeutende schnelle Erfüllung ist weit besser, als tausend noch so glänzende Hoffnungen. Geben Sie mir den Subscriptionsbogen, oder vielmehr unterzeichnen Sie in meinem Namen vier Billets.“

„Zu Befehl, Majestät, und da man nach Belieben bezahlt, darf ich mir wohl die Frage erlauben: das Billet zu welchem Preise?“

„Warten Sie einmal, Herr Marquis, ich muß das erst ein bischen dividiren, vier in zwanzig geht fünfmal. Ja, so ist's! Also, ich habe

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Charakterzüge aus dem Leben Friedrich's des Großen. Th. II.

vier Billets bestellt, der Preis für jedes Billet macht also fünftausend Thaler."

„O Sire," rief Lucchesini voll freudigen Staunens, „o Sire, wie edel und großmüthig! Erlauben mir Eure Majestät, daß ich im Namen der Armen und Leidenden auf meinen Knieen Ihnen meinen Dank sage, und diese gütige und edle Hand küsse, welche nicht blos Schlachten gewinnt, sondern auch Segen und Glück spendet für diejenigen, welche leiden und darben!"

Und ehe der König es hindern konnte, hatte der Marchese sein Knie gebeugt und drückte die Hand des Königs an seine Lippen. Dieser entzog sie ihm.

„Stehen Sie rasch auf, Marquis, denn Sie beschämen mich wahrlich, und ich verdiene Ihre Lobsprüche nicht. Ich habe meine Pflicht vernachlässigt, und das ist die schwerste Anklage gegen einen König. Aber ich werde wieder gut zu machen suchen, und diese zwanzigtausend Thaler sollen der Anfang sein."

„O Sire, die ganze Stadt wird jubeln, wenn sie auf diesem Subscriptionsbogen die vier Billets mit der Subscription von zwanzigtausend Thalern findet."

„Nun, diesen Jubel soll die ganze Stadt sich

ersparen. Man muß das wenige Gute, was man thun kann, nicht öffentlich ausstellen, und kein groß Aufhebens davon machen, als wär's 'ne extraodinäre Rarität. Die zwanzigtausend Thaler zahlen wir privatissime, und die Armenhaus-Direction soll mir in acht Tagen die Quittung darüber einsenden, aber auf dem Subscriptions-bogen wollen wir uns nur mit vier Billets à Stück zu einem Friedrichsd'or aufzeichnen. Außerdem mache ich noch Eine Bedingung."

„Sire, Eure Majestät haben nur Befehle zu ertheilen."

„Eh bien, so ertheile ich Ihnen und dem Vorstande des Armenhauses den Befehl, kein Aufhebens und kein Gerede von den zwanzigtausend Thalern zu machen, sondern ganz still darüber zu sein."

„Sire, das ist unmöglich! Eine solche That der königlichen Großmuth und Güte ist es werth, von Ihrem ganzen Volke gekannt zu sein, und jeder Einzelne Ihrer Unterthanen wird sich derselben freuen."

„Es liegt mir aber gar nichts daran, daß sie sich freuen, und außerdem, Marquis, kann man doch das Licht nicht ohne den Schatten zeigen. Wenn Sie von meiner Generosität reden wol-

len, so müssen Sie auch zugleich von meiner Negligence reden und erzählen, daß ich das Armenhaus eine Zeit lang vergessen und mich also einer Sünde schuldig gemacht habe. Und was würde das ein prächtiger Bissen für die Raisonneurs und Zeitungsschreiber sein! Nein, nein, mein Lieber, ich habe gar keine Lust, in dem Munde dieser Leute zu sein, und ich wiederhole daher meinen Wunsch, daß Sie von dieser Sache gar nicht reden wollen."

„Sire, die Armen werden wenigstens in ihren Dankgebeten zu Gott davon reden dürfen."

„Das mögen sie thun, Marquis, es fragt sich nur, ob der große Gott da oben es der Mühe werth hält, von dieser Bagatelle Notiz zu nehmen. Und jetzt, mon chèr, genug davon! Ich danke Ihnen, daß Sie mich an meine Schuldigkeit gemahnt und mir endlich einmal Gelegenheit gegeben haben, von Ihnen eine Bitte zu hören. Wissen Sie, daß es das erste Mal ist, daß Sie etwas von mir erbitten?"

„Sire, ich weiß es! Ich habe es mir zur strengen Pflicht gemacht, niemals etwas von Eurer Majestät zu erbitten, denn ich möchte Ihnen gerne beweisen, daß meine Liebe und Verehrung eine reine und uneigennützige ist, und daß ich

nur meinem Herzen folge, wenn ich Eurer Majestät meine zärtlichste Ergebenheit weihe. Aber jetzt, Sire, bitte ich um die Gnade, mich zu entlassen, denn ich gestehe, ich möchte meinen Auftraggebern gern den glücklichen Erfolg meiner Bitte melden."

„Gehen Sie, mein lieber Marquis, und nehmen Sie nochmals meinen Dank. Ich erwarte Sie heute Abend, und ich hoffe, daß Sie bis dahin die ganze Geschichte vergessen haben. Wir wollen uns heute Abend nicht unterhalten von den Armen, sondern von den Reichen, von Denen, welchen die Schätze des Wissens und der Poesie von den großen Göttern verliehen sind, und welche der Dichtkunst heil'ge Schwingen hinaustragen weit über der Erde Bedrängniß! Gehen Sie, mein Freund, und haben Sie die Güte, meinem Kammerdiener draußen im Vorzimmer zu sagen, daß ich für heute keine Audienzen mehr ertheile!"

Als der König dann wieder allein war, nahm er den Lukrez zur Hand, und hatte bald über seinem Lieblingsautor „der Erde Bedrängniß" vergessen.

Ein Geräusch draußen im Vorzimmer, heftige streitende Stimmen weckten ihn wieder aus seiner

schönen Selbstvergessenheit, und zwangen die Gedanken wieder zurück zu der Gegenwart.

Der König legte sein Buch hin und horchte. „Was giebt's denn da, und wer unterfängt sich, mir das bischen Ruhe zu stören? Der Schöning vertheidigt meine Thür, und der Andere fordert durchaus Einlaß, und — mein Gott, ist das nicht die Stimme meines alten Leibkutschers? Er ist es, welcher zu mir will, und meinem alten Pfund will der Schöning den Eintritt verweigern? Ach, das ist doch zu stark, und da muß ich doch gleich selbst —"

Der König erhob sich mit ziemlicher Raschheit von seinem Fauteuil, eilte nach der Thür hin und öffnete.

„Was ist denn das für ein Skandal hier? Und wer untersteht sich, hier so unanständig zu lärmen?"

„Ich, Majestät, ich bin hier," sagte der alte Leibkutscher, indem er keuchend vor Aufregung und mit erhitztem Gesicht sich dem König näherte. „Es ist wohl auch möglich, daß ich Skandal gemacht habe, aber wenn 'n Wagen über 'n holperigen Steindamm fahren muß, denn so kann er nicht sachte gehen, und wenn so 'n flitzeriger naseweiser Kammerdiener den Leibkutscher, der

seinen König seit fünfzig Jahren auf 'n richtigen Weg erhält und mit ihm durch Dick und Dünn fährt, wenn so 'n Gelbschnabel den Leibkutscher zurückstoßen will, der zu seinem Herrn gehen will, weil er ihm 'was Wichtiges zu sagen hat, na dann so giebt es natürlich 'nen Zusammenstoß, und es kracht, als wenn die Wagenräder über 'nen Stein gehen, der mitten im Gleise liegt. Die Räder gehen natürlich darüber weg oder —"

„Oder der Wagen fällt um," unterbrach ihn der König, „wir haben das erst vor acht Tagen auf der schlesischen Reise erlebt."

„Majestät, Sie hatten mir versprochen, nicht davon zu reden, daß ich auch meine Schlacht von Collin gehabt habe."

„I seh' mal, Alter," lachte der König, „weiß denn nicht die ganze Welt von meiner Schlacht bei Collin? Warum willst Du's denn besser haben als ich? Na, aber davon ist jetzt nicht die Rede. Du willst mich sprechen?"

„Majestät, ich muß Sie sprechen, und zwar auf der Stelle und ganz allein, und insgeheim."

„Na, da bin ich doch neugierig," rief der König, indem er in sein Cabinet eintrat und dem Leibkutscher winkte, ihm zu folgen. Aber der

alte Pfund, statt einzutreten, wandte sich um, durchschritt rasch das Vorzimmer, öffnete die Thür zu dem äußeren Entrée und rief mit lauter Stimme: „Kommen Sie, Mamsell, der König will Ihnen Audienz geben!"

Eine schwarz gekleidete Dame, das Antlitz von einem schwarzen Schleier verhüllt, trat in das Vorzimmer ein. Der Leibkutscher reichte ihr die Hand dar, und als sie ihre feinbehandschuhte Rechte in seine breite mächtige Hand gelegt hatte, führte der Leibkutscher mit einem triumphirenden Lächeln und mit dem Anstande eines Cavaliers die Verschleierte durch das Gemach und an dem Kammerdiener Schöning vorüber, der mit vollkommen verblüfftem Gesicht ihm nachschaute.

Aber auf der Schwelle der Thür stand der König, und mit einer gebieterischen Handbewegung wehrte er das seltsame Paar zurück.

„Du bist unverschämt, Alter, und Du treibst Deine Keckheit zu weit. Ich habe Dir eine Audienz versprochen, aber Niemandem sonst, und Niemand sonst darf in mein Cabinet eintreten."

Der Leibkutscher wandte sich mit vollkommener Ruhe zu der Verhüllten hin. „Aengst'gen Sie sich man nich, Mamsellchen, das ist man

so 'n Gerede. Er wird Sie nachher schon annehmen, wenn ich ihm erst Alles gesagt habe. Und darum bleiben Sie man ruhig hier stehen und warten Sie, bis der König Sie rufen läßt. Ich habe Ihnen versprochen, daß der König Ihnen eine Audienz geben soll, und er wird es thun, denn er wird seinen alten Leibkutscher nicht zu einem Wortbrüchigen und einem Lügner machen wollen. Also warten Sie man ruhig, bis ich wieder 'raus komme und Sie 'rein hole."

Entschlossenen Schrittes trat der Leibkutscher in das Cabinet ein, und begegnete mit furchtlosen Blicken den Augen des Königs, die halb verwundert, halb belustigt auf ihn gerichtet waren.

„Ich bin wirklich neugierig, wie Du das nun anstellen willst, daß ich dem schwarzen Gespenst, welches Du mitgebracht hast, eine Audienz gebe, da ich es nicht will."

„Majestät, das kommt ja man blos daher, daß Sie nicht wissen, wer die Mamsell ist, welche Eure Majestät das schwarze Gespenst nennen. Aber ich werd's Ihnen anjetzo sagen, Majestät, und ich weiß ganz gewiß, daß Sie Ihren alten Leibkutscher nicht unglücklich machen wollen, und darum werden Sie der Mamsell die Audienz geben, um die ich bitte."

„Wer ist sie denn, alter wunderlicher Narr, und warum kommt sie verschleiert hieher?“

„Wer sie is, fragen Eure Majestät? Sie is meine Lebensretterin, sie is die schöne Mamsell Amalie, die wir vor acht Tagen in Ottmannshof gesehen haben — Eure Majestät wissen doch'?“

„Die Amtmannstochter, deren Mutter eine fortgelaufene Gräfin Schmitta gewesen ist?“

„Dieselbe, Majestät, die schöne Mamsell Amalie Hartmann, die mir das Leben gerettet hat, und ohne deren Pflege ich gestorben wäre, so daß Eure Majestät jetzt alle Tage Arm und Bein riskirten, weil Sie mit irgend 'nen andern, leichtfertigen Kutscher fahren müßten. Ja, es is dieselbe Mamsell Amalie Hartmann, welche zu mir gewesen is wie 'n Engel, den der liebe Herrgott expreß für den Leibkutscher des Königs von Preußen auf die Erde geschickt hat!“

„Ein stolzes, hochmüthiges Mädchen, die dastand, als wär' sie eine Prinzessin. Ich bot ihr Hülfe an, aber sie schlug's aus und sagte, sie brauche mich nicht.“

„Und sagte, sie erwarte ihr Schicksal. O, ich besinn' mich ganz genau auf die Worte, denn sie haben mir die ganze Woche vor den Ohren

geklungen, und ich habe immer darüber nachgedacht, was sie wohl bedeuten möchten, und ich habe immer gefürchtet, daß sie für meine liebe Mamsell ein Unglück bedeuteten."

„Und nun weißt Du, daß es so ist?"

„Ja, nun weiß ich es, und ich will es nun Eurer Majestät erzählen. Aber zuerst habe ich eine Bitte an Eure Majestät."

„Na, was für eine?"

„Majestät, ich weiß wohl, daß es für ordinäre Leute nich schicklich is, daß sie sich in Gegenwart des Königs setzen. Aber, Majestät, erstens bin ich der Leibkutscher, zweitens bin ich 'n alter Kerl, und zum Dritten is es mit mir doch 'ne andere Sache. Wenn wir zusammen fahren, sitze ich ja immer in Gegenwart des Königs, und nu meine ich, is es doch ganz eingal, ob ich in Gegenwart des Königs auf 'n Kutschbock oder auf 'n Stuhl sitze. Es is man blos wegen meiner alten Beine, die 's Stehen nicht gewohnt sind."

„Na, so wollen wir uns einbilden, wir führen," sagte der König lachend. „Nimm Dir einen Stuhl, und wir wollen denken, daß es Dein Kutschbock ist!"

Der Leibkutscher faßte mit kräftigem Griff

die Lehne eines Stuhls, und schwenkte ihn so geschickt durch die Luft, daß er gerade dem Fauteuil des König gegenüber zu stehen kam. Dann ließ er sich mit einem Seufzer der Erquickung auf denselben niedergleiten, und dankte dem König mit einem vergnüglichen Kopfnicken.

„Jetzt mach' rasch, Alter! Sag' mir, wo die Mamsell herkommt und was sie will!"

„Was das Letztere anbetrifft," erwiderte der alte Leibkutscher mit einem Seufzer, „so weiß ich es nicht, denn sie sagt, sie kann das nur Eurer Majestät sagen; aber wo sie herkommt, das weiß ich. Sie kommt natürlich von Ottmannshof, und is da denselben Tag abgereist, wie wir. Aber natürlich hat sie keinen Leibkutscher Pfund und keine Relaispferde, und sie is mit der Landkutsch gefahren, und die Kerls haben so niederträchtige Pferd', daß 'n ordentlicher Kutscher sich schämen würd', damit zu fahren, und darum is die Mamsell erst fünf Tage später hier angekommen."

„Gestern Abend also?"

„Ja, gestern Abend, Majestät, und zwar bei nachtschlafender Zeit. Ich wollte eben zu Bett gehen, und sagt' just zu meiner Alten: Bonne nuit, weil sie doch von der französischen Colonie

is, und immer so unmenschlich fidel is, wenn ich ihr 'n französischen Brocken hinwerf', also ich sag' eben bonne nuit und will in die Kammer gehen, als es an die Stubenthür kloppt. Und ich krieg 'n Schrecken und denk' zum wenigsten, Eure Majestät schicken nach mir, und ich spring' hin wie 'n Hirsch und mach' die Thür auf. Wer steht aber da draußen? Da steht Mamsell Amalie, und sieht blaß aus wie der Tod, und zittert und bebt, und streckt mir beide Händ' entgegen, und sagt zu mir: „„Vater Pfund, willst Du mich aufnehmen und mir ein Nachtquartier geben?““ Na, und ich natürlich faßt' sie in die Arme, wie's 'n Vater mit seinem Kinde thut, und trag' sie rin in die Stube, und lege sie in den Großvaterstuhl, und sag' zu ihr: „„Is es nu so weit? Brauchen Sie 'n alten Kerl, der's Leben für Sie läßt, und der Ihnen beweist, wie dankbar er is für allens Gute, was Sie ihm gethan haben? Hat Ihnen irgend ein Mensch auf der Gotteswelt was Leides gethan, so sagen Sie mir seinen Namen, und ich geh' hin und schlag' den Kerl todt. Is irgendwo für Sie 'n Glück in's Wasser gefallen, so sagen Sie mir, wo's liegt, und ich hol's aus 'n Wasser, wie 'n Pudel, oder ich ertrink' dabei. Reden Sie blos,

und sagen Sie, was ich thun soll, und ich thu's!''" Dadrauf sieht sie mit ihren himmlischen Augen mich an, daß es mir bis in mein altes Herz hinein warm wird, und sagt zu mir: „„Lieber alter Freund, ich muß eine Audienz bei unserem edlen König haben. Ich muß ihn sprechen, meine Ehre und mein Leben hängt davon ab!''" — „„Herr Gott,''" sag' ich nu, „„warum haben Sie denn nich schon in Ottmannshof mit ihm gesprochen, als wir da waren?''" Und sie seufzt, und sagt darauf: „„Damals wußte ich ja noch nicht, was für ein schreckliches Unglück mich bedroht, und als ich es ein paar Stunden später erfuhr, da war's zu spät, denn Seine Majestät war ja natürlich schon meilenweit fort. Aber ich muß ihn sprechen, und Sie, mein alter Freund, müssen mir eine Audienz, ganz insgeheim, verschaffen. Sie dürfen zu Niemand meinen Namen sagen, denn ich habe hier einen mächtigen Feind, und wenn der ahnt, daß ich hier bin, um den König zu sprechen, wird er schon Mittel finden, es zu verhindern.''"

„Curios," sagte der König leise vor sich hin. „Was die wohl für Feinde hier haben will? Sie giebt sich natürlich blos so 'n Air, aber es ist nichts dahinter, das sind man blos Lügen,

um Dich zu berücken, alter Kerl. Es ist der Mamsell wahrscheinlich nachträglich eingefallen, daß sie doch besser thäte, von mir Hülfe und Beistand anzunehmen, und sie will nun nachholen, was sie versäumt hat."

„Majestät, wenn Sie gestern ihr blasses, unglückliches Gesicht gesehen hätten, und die großen traurigen Augen, mit denen sie mich ansah, na dann würden Sie wissen, daß Sie wirklich unglücklich is und nich blos so thut. Sie is nich so 'n geriebenes Frauenzimmer, daß sie Comödie spielen könnt' mit Thränen und Seufzern, wie ich's in Berlin auf'n Theater gesehen hab', wo sie auf der Bühne und vor den Leuten beinahe Koppkrei schießen vor Schmerzen und Aengsten, und nachher, wenn sie in die Coulissen gegangen sind, wieder lachen und vergnügt sind, wie 'n Ohrwurm. Nein, die Mamsell Amalie thut so 'was nicht zum Spaß, und mir hat sich's Herz im Leib' umgedreht, als sie mich so jämmerlich gebeten hat, ihr 'ne Audienz bei Eurer Majestät zu verschaffen; und als ich dann zu ihr gesagt habe: Sein Sie man zufrieden und ängstigen Sie sich nicht, denn so wahr ich der Leibkutscher des Königs bin, so wahr verspreche ich Ihnen, daß der König Ihnen die Audienz morgen früh

geben soll, na, da hätten Eure Majestät man blos sehen sollen, wie glücklich sie da aussah, und wie sie sich bei mir bedankte, und gesagt hat, ich wär' ihr guter Engel. Und das hat mir noch kein Mensch auf der Welt gesagt, daß ich 'n Engel bin, und ich hab' weinen müssen vor Freuden, daß ich doch auch 'mal 'n klein bischen was Gutes thun kann für das Mädchen, das mir so viel Gutes gethan hat."

„Ja, Du weißt aber nicht, Alter, ob Du's kannst, und ob ich die Audienz, welche Du versprochen hast, auch geben will?"

„O ja, das weiß ich," erwiderte Pfund mit ruhigem Nachdruck. „Eure Majestät sind 'n viel zu guter und braver König, als daß Sie Ihren alten Leibkutscher wollten zu Schanden kommen lassen, und aus 'n ehrlichen Kerl 'n wortbrüchigen Schuft machen wollen. Ich habe der Mamsell in ihrer größten Noth und Angst versprochen, daß Eure Majestät ihr heut' Morgen die Audienz geben würden, und nu werden Eure Majestät Ihren Leibkutscher nicht sitzen lassen, sondern Sie werden ihr die Audienz geben."

„Na, wenn Du das so bestimmt weißt, dann werde ich Dir wohl den Willen thun müssen," lächelte der König. „Es ist wahr, ich darf mei-

nen Leibkutscher nicht zu Schanden werden lassen, denn mit einem unehrlichen, wortbrüchigen Kerl könnt' ich doch nicht fahren, sondern den müßt' ich doch fortjagen, also — laß die Mamsell nur hereinkommen!"

„Hurrah," schrie der alte Leibkutscher, von seinem Sitz emporspringend, „hurrah, es lebe der alte Fritz! Es lebe mein allergnädigster König und Herr! Hurrah, er —"

„Brülle doch nicht so, Alter, als ob Du am Spieße stäkst," unterbrach ihn der König. „Laß die Mamsell eintreten, und dann werden wir ja erfahren, was sie von uns will."

„Von mir will sie nichts, Majestät, man blos von Ihnen."

Der König lachte. „Ich sprach auch nur von mir."

„Ne, Majestät, Sie sagten „Uns", was sie von uns will."

„Pfund, Du bist ein Narr! Geh' in's Vorzimmer und laß die Mamsell eintreten."

Es war eine lange Unterredung, welche der König mit der Mamsell Amalie Hartmann hatte. Alles, was Amalie bisher nur ihrem Gott geklagt, das klagte sie jetzt dem König; ihr ganzes schmerzbewegtes, zuckendes Herz enthüllte sie dem

König, und erflehte von ihm Rettung in ihrer höchsten Noth, erflehte von ihm, daß man ihr verhelfe zu ihrem Recht, ihrem Kinde den legitimen Namen, ihr selber ihre Ehre wieder gebe.

Des Königs flammende Blicke waren unverwandt auf das schöne bleiche Antlitz des Mädchens geheftet, während sie mit aller Energie des Schmerzes, allem Pathos ihrer gekränkten Ehre, ihrer beleidigten Unschuld zu ihm sprach; aber die Stirn des Königs verfinsterte sich immer mehr, und seine Züge nahmen einen harten, strengen Ausdruck an.

„Ich muß Ihr sagen, daß Ihre Geschichte recht abenteuerlich klingt," sagte er, nachdem sie ihre Erzählung beendet und alle Fragen des Königs beantwortet hatte. „Der Pinto ist zwar ein sehr toller Bursche, aber so verrückt wird er doch nicht gewesen sein, sich mit einer bürgerlichen ordinären Amtmannstochter zu verheirathen; wenn er's aber gethan hätte, so würde er nicht so ein Verbrecher sein, und sich zum zweiten Mal verheirathen. Das ist Bigamie und darauf steht zwanzigjährige Festungsstrafe. Nein, nein, solch ein schlechter Kerl ist der Pinto nicht! Ich glaub's recht gern, daß er Ihr in seiner Verliebtheit die Ehe versprochen, aber daß er

sich mit Ihr wirklich hat trauen lassen, das glaub' ich nicht, Sie verwechselt wohl da in Ihrer lebhaften Imagination die Wahrheit und Wirklichkeit mit den Wünschen Ihrer Phantasie."

„Majestät," sagte Amalie mit bleichem Gesicht, aber mit stolzer Haltung, „Majestät, ich wäre ein verworfenes Geschöpf, wenn ich es wagen wollte, demjenigen, welcher für mich der Stellvertreter Gottes auf Erden ist, eine Unwahrheit zu sagen. Eure Majestät wissen auch, daß dem nicht so ist! Denn Ihre Augen, in denen das heilige Feuer des Himmels glänzt, Ihre Augen schauen in mein Herz und haben darin die Wahrheit erkannt. Majestät, so wahr ein Gott über uns ist, schwöre ich Ihnen, ich bin die rechtmäßige angetraute Frau des Barons von Pinto, mein Sohn ist sein legitimes Kind. Deshalb komme ich zu meinem König, und flehe zu Eurer Majestät, daß Sie sich meiner erbarmen, da alle Menschen sich von mir wenden, und da selbst das Schicksal sich von mir gewandt hat, und mit ewigem Geheimniß die Welt umschleiern will, daß sie aussieht wie Lüge."

„Sie sollte sich davon warnen lassen und Raison annehmen. Sie sollte einsehen, daß es am besten ist, zu schweigen und zu ertragen,

was nun nicht abzuwenden ist. Der Baron von Pinto ist ein leichtfertiger Mensch, er steckt bis über die Ohren in Schulden, und ich habe geschworen, daß ich keinen Groschen für ihn bezahle, obwohl es mir unangenehm ist, daß ein Cavalier aus so gutem Hause zu Grunde gehen sollte. Nun trifft es sich so glücklich, daß der Pinto durch eine glänzende Heirath sein Glück machen und ein reicher Majoratsherr werden könnte, und er ist gestern bei mir gewesen und hat sich vier Wochen Urlaub erbeten, um nach Oesterreich zu gehen und dort seine Vermählung zu vollziehen und das Majorat anzutreten. Und jetzt will Sie mich glauben machen, daß der Pinto schon mit Ihr vermählt sei und einen legitimen Sprößling aufzuweisen habe? Das ist ein allerliebstes Märchen, das Sie sich ersonnen hat, aber Sie wird kein Glück damit machen, denn wenn man so etwas behaupten will, muß man doch vor allen Dingen Beweise haben. Behaupten ist leicht, aber was nicht bewiesen werden kann, ist nicht zu glauben. Ja, ja, es wäre recht bequem, wenn man auf so leichte Weise seinen Leichtsinn cachiren könnte, aber —"

„Eure Majestät," unterbrach sie ihn mit erglühenden Wangen und blitzenden Augen, „Eure

Majestät, ich kam hieher, weil ich wähnte, der König sei dazu berufen, die Unschuld und das Recht zu schützen, ich kam mit der Tapferkeit, welche ein reines Gewissen und eine unbefleckte Ehre verleihen, und ich wollte meinen König anflehen, daß er für mich das Schwert der Gerechtigkeit emporhebe, und für mich und mein Recht kämpfe in dem Gottesgericht meiner angeschuldigten Ehre. Aber ich sehe nun mit bitterem Schmerz, daß ich mich getäuscht habe, und daß Eure Majestät, statt mich zu vertheidigen, mich nur anschuldigen und verspotten, und das thut mir weher als Alles, was ich bisher gelitten habe. Denn wo soll ich noch Recht und Gerechtigkeit finden, wenn selbst der König sie nicht üben will?"

„Sie erdreistet sich da sehr kühner Worte," sagte der König streng, „aber ich will sie nicht gehört haben, denn enttäuschte Hoffnungen machen den Menschen desperat. Aber sei Sie vernünftig und verlange Sie nicht das Unmögliche, sondern begnüge Sie sich mit dem Möglichen. Ich werde dem Pinto in's Gewissen reden und sorgen, daß Sie keinen Mangel leide."

„Majestät, ich werde kein entehrendes Almo-

sen annehmen, sondern ich fordere mein Recht und meine Ehre."

„Na, dann geh' Sie zum Deibel und such' Sie sie da, denn bei mir findet Sie sie nicht! Ich glaub' nicht an Ihr Märchen, und ich denke gar nicht daran, aus 'ner Mamsell Hartmann eine Baronin von Pinto machen zu wollen."

„Dann Majestät, habe ich nur noch meine Hoffnungen auf Gott allein zu setzen, und von ihm allein kann mir Hülfe kommen! Eure Majestät verschmähen es, Gerechtigkeit zu üben, Eure Majestät wollen das Verbrechen geschehen lassen, da sie es doch verhindern könnten. Ich gebe meine Sache Gott anheim, und Er wird für mich eintreten, da der König mir nicht glaubt. Ja, zu Dir rufe ich, Gott der Gerechtigkeit, Beschützer der Unschuld und der Tugend, erbarme Dich meiner! Sende Du mir Hülfe, da Alle mich verlassen, sende Du mir die Zeugen meiner Unschuld und meiner Ehre, da der König mir nicht glauben will!"

In diesem Augenblick, und gleichsam als Antwort auf ihre Beschwörung, ward die Thür heftig aufgerissen, und der Leibkutscher, mit seinen beiden Armen den Kammerdiener Schöning zurückhaltend, der vergeblich bemüht war, die Thür

wieder zu schließen, erschien keuchend und purpurroth auf der Schwelle.

„Majestät, da ist Jemand, der Sie durchaus sprechen will, Jemand, der sagt, daß er ein wichtiges Zeugniß bringe für Mamsell Amalie Hartmann."

„Ach, Gott hat mein Gebet erhört," rief Amalie jubelnd, „Gott sendet mir die Hülfe, um welche ich ihn angefleht."

„Wer ist draußen?" fragte der König, sichtbar überrascht.

„Majestät, es ist der Pfarrer Werner von Ottmannshof, und er sagt, es sei dringend nothwendig, daß er Eure Majestät spreche, denn er komme, um ein Verbrechen zu verhüten."

„Laß ihn eintreten," befahl der König. „Schöning, fort von der Thür, der Pfarrer soll eintreten."

Der Leibkutscher ließ nur ein entzücktes Grunzen vernehmen, und mit einem triumphirenden Blick auf den beschämten Kammerdiener trat er zurück von der Thür, auf deren Schwelle jetzt die schlanke, hohe Gestalt des jungen Pfarrers mit dem edlen, bleichen Gesicht, den mild strahlenden Augen erschien. In seiner Hand hielt er ein großes in Papier eingeschlagenes Packet, und mit demselben schritt er jetzt gerade zu dem König hin.

„Majestät," sagte er, „ich bringe Ihnen hier den Beweis, daß diejenige, welche die Welt bisher als Amalie Hartmann gekannt hat, in Wahrheit die Baronin von Pinto, die rechtmäßige Gemahlin dieses Herrn ist. Ich bringe Eurer Majestät das Kirchenbuch von Ottmannshof."

„O Werner, mein Bruder, mein Freund!" rief Amalie. „Sie bringen mir die Rettung? Sie?"

Und mit einem Blick voll unaussprechlicher Dankbarkeit und Liebe reichte sie dem Pfarrer ihre beiden Hände dar. Er hielt sie einen Augenblick in den seinen, schaute Amalie an mit einem wunderbaren, strahlenden Lächeln, und wandte sich dann wieder dem König zu, der eben mit heftiger Stimme gefragt hatte, woher das Kirchenbuch jetzt plötzlich wie ein Deus ex machina komme, da ihm doch die Mamsell Amalie selber gesagt habe, daß es verbrannt sei.

„So glaubten wir Alle, Sire," erwiderte der Pfarrer mit seiner sanften sonoren Stimme. „Das Kirchenbuch hatte immer in dem geheimen Schrein des Altars gelegen, und da dieser wie das ganze übrige Holzwerk der Kirche verbrannt war, so mußte auch das Kirchenbuch verbrannt sein. Der Küster hatte mehrmals versucht nach-

zuforschen, ob dem so sei, aber es war eine vergebliche Mühe, denn die niedergebrannte und zusammengefallene Kirche bot nur noch einen Schutthaufen dar, und über der Stelle, wo der Altar gestanden, war das Dach mit seinen Steinen und Balken niedergebrochen. Jetzt, da die Gnade Eurer Majestät die Gelder zum Neubau der Kirche bewilligt hatte, jetzt sollte die Arbeit des Aufräumens und Schuttabladens erst beginnen, aber Niemand zweifelte daran, daß alle Documente verbrannt und vernichtet worden, da ja selbst der Abendmahlskelch und die silbernen Leuchter geschmolzen und zergangen waren. Auch Mamsell Amalie zweifelte nicht daran, und sie ging deshalb hieher zu ihrem König, um von ihm die Gerechtigkeit zu erflehen, welche kein Mensch sonst die Macht hatte ihr zu gewähren. Als sie uns verlassen, betete ich zu Gott für sie um Kraft und Hülfe, betete auch für mich, daß er mich in seiner Gnade zu dem Werkzeug seiner Hülfe möchte ausersehen, und nachdem ich so mein schwaches Gemüth gestärkt und erhoben hatte, begab ich mich zur Frau Pfarrerin, welche einen Theil des Geheimnisses kannte, das mir Mamsell Amalie erst am Tage ihrer Abreise mitgetheilt hatte. Ich fragte sie nach den näheren

Umständen von dem Tode ihres Mannes, und ob er nicht irgend ein Zeichen gemacht oder ein Wort gesprochen habe."

„Den Pfarrer hatte ja wohl der Schlag gerührt aus Schrecken über den Brand?"

„Ja, Majestät, und nach dreien Tagen der Qual und des wortlosen Jammers, denn der Schlag hatte zuerst seine Zunge gelähmt, starb der Pfarrer. Nur einmal hatte er mit äußerster Kraftanstrengung die Hand ein wenig erhoben und nach dem Schrank' hingedeutet, in welchem seine Bücher standen, und sein Blick hatte sich, wie die Pfarrerin meinte, auf die oberste Reihe dieser Bücher mit einem seltsam angstvollen und flehenden Ausdruck geheftet. Das war Alles, was die Pfarrerin mir erzählen konnte, aber es war doch immerhin eine Spur, die ich verfolgen konnte. Die ganze Nacht verwandte ich dazu, die Bücher zu durchblättern, und nach langer vergeblicher Bemühung ward endlich meine Arbeit von Erfolg gekrönt. In einem der heiligen Kirchenbücher fand ich einen Zettel, auf welchem die Worte standen: Das Kirchenbuch vom Jahre 1783, welches ein wichtiges und schweres Geheimniß enthält, habe ich in einen eisernen Kasten gelegt und mit demselben in einer hellen

Mondnacht allein und ohne Zeugen auf dem Gottesacker dicht an der Mauer, an welcher sich auf der andern Seite die Laube meines Gartens befindet, in der Erde vergraben."

„Und Er hat nach dem Buche auf der Stelle gesucht?" fragte der König lebhaft. „Und Er hat es gefunden?"

„Sire, hier ist es."

Und der Pfarrer schlug das Papier auseinander, und reichte dem Könige das große schwarze Buch mit den mit Messing beschlagenen Ecken dar.

„Erlauben Eure Majestät mir nur noch zu sagen, daß die Seiten, welche ich mit einem Papierzeichen versehen habe, die betreffenden kirchlichen Nachweise über die vollzogene Trauung enthalten."

„Es ist also doch wahr? Laß Er 'mal sehen! Es ist wirklich wahr?"

Während der König eifrig in das Buch blickte, welches der Pfarrer geöffnet und ihm die Stelle bezeichnet hatte, war Amalie, die Wangen überfluthet von Thränen, auf ihre Kniee niedergesunken. Ihr Antlitz strahlte wie in einer Verklärung, die großen thränengefüllten Augen waren auf den jungen Pfarrer geheftet, und leise mur-

melten ihre bebenden Lippen: „Ihm danke ich es, daß ich von der Schande erlöst werde! Ihm! Er giebt mir meine Ehre wieder, und bindet mich auf ewig an diesen Mann! Er!“

„Vraiment,“ rief der König, von dem Buch aufschauend, „es ist Alles richtig und wahr, und dies ist ein vollgültiges Zeugniß, gegen welches dieser leichtfertige und verrätherische Baron nicht mehr wagen darf zu streiten. Mademoiselle, oder vielmehr Madame la Baronne, ich habe Sie um Verzeihung zu bitten wegen meines Unglaubens. Ich sehe jetzt, daß ich im Unrecht war, und es thut mir leid, Sie beleidigt zu haben. Aber ich will es wieder gut machen, und obwohl ich sonst die Mesalliancen nicht liebe und sie stets zu verhindern trachte, will ich doch in diesem speciellen Fall das Sprichwort umkehren, und Recht vor Gnade ergehen lassen. Sie haben mich um Ihr Recht gebeten, Frau Baronin, und Sie sollen es haben, obwohl der Baron von Pinto mich um die Gnade gebeten hat, ihm meine Einwilligung zur Vermählung mit der Gräfin von Schmitta zu geben, und ich Ihnen gestehe, daß ich meine Raisons hatte, zu wünschen, daß diese Partie hätte zu Stande kommen können. Aber Sie sollen doch meine Gerechtigkeit

nicht vergebens angefleht haben, und der saubere, leichtfertige Baron von Pinto soll erkennen müssen, daß Gott und sein König sich nicht täuschen lassen! Wir wollen ihn nicht blos Jesum Christum, sondern auch seine rechtmäßige Gemahlin erkennen lehren, Madame. Aber wir müssen die Sache vorsichtig anfangen, damit der schlaue Fuchs nicht Lunte riecht und uns auskneift. Er ist ein incorrigibler Wildfang, Madame. Ich fürchte, Sie werden nicht viel Freude an Ihrer Ehe erleben und Ihr Glück nicht allzu sehr zu preisen haben."

„Majestät, ich habe auf alles Glück verzichtet, als ich mich entschloß, mein Recht zu verfolgen."

„Sie lieben also den Baron von Pinto nicht?" fragte der König.

„Nein, Majestät, ich liebe ihn nicht; und es ist der bitterste Schmerz, daß ich habe erkennen müssen, daß ich meine Liebe an einen Unwürdigen gegeben habe. Diese Liebe war ein Irrthum, den ich nun mit einem ganzen Leben voll Entsagung und Schmerz zu büßen habe. Aber ich darf dennoch nicht davor zurückschrecken, meine Ehre und mein Kind verbieten es mir. Er hat mich verleugnen und seinen lieben Sohn nicht

anerkennen wollen! Wenn nicht durch die treuen Bemühungen meines edlen Freundes hier das Kirchenbuch mit den gültigen Beweisen der vollzogenen Trauung aufgefunden wäre, so würde dieser Mann, welcher mir ewige Treue geschworen, dem ich in der Unschuld meines Herzens und in Unbekanntschaft mit der Welt mein ganzes Leben geweiht hatte, so würde dieser Mann mich verstoßen und verleugnet und es geduldet haben, daß ich, mit unverdienter Schande belastet, ein beschimpftes Leben dahinschleppte, während er durch Verbrechen und Meineid in Reichthum und Ehren gelebt hätte. Gebeugt und kummervoll von dieser schrecklichen Erkenntniß, flehe ich aber dennoch zu Eurer Majestät um die Gnade, den Baron von Pinto zu nöthigen, daß er seine Gemahlin und seinen Knaben anerkenne, denn ich will nicht, daß die Welt mit Fingern auf mich zeige, ich will nicht, daß mein Sohn dereinst berechtigt sei, mir Vorwürfe zu machen."

„Sie haben recht, und ich kann Ihre Motive nur respectiren," sagte der König. „Sie sollen die Gemahlin des Barons werden, und wir wollen den tollen Kerl wohl zwingen, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber wir

müssen vorsichtig zu Werke gehen, damit er nicht Reißaus nimmt. Halten Sie sich daher verborgen, und leben Sie ganz einsam und still bis zu dem Tage der Entscheidung, vermeiden Sie es, Leute zu sehen und Ihren Namen zu nennen. Am besten wär's, Sie blieben bei meinem alten Leibkutscher Pfund."

„Majestät, ich fürchte nur, daß ich dem alten Manne beschwerlich werde."

„Wir wollen ihn gleich selbst darnach fragen," sagte der König lächelnd, und er ging selbst die Thür zu öffnen und den Leibkutscher herein zu rufen, der nahe bei dem Eingang zu dem königlichen Cabinet in unsäglicher Angst und Aufregung dem Ende der Audienz seines Lieblings geharrt hatte.

„Na, Alter," sagte der König lächelnd, „ich muß Dir bekennen, daß Du Deine Sache recht gut gemacht hast. Die Mamsell Amalie wird wahrscheinlich sehr bald zu Glück und Ehren gelangen, und sie wird das zunächst Dir und dem Herrn Pastor hier zu danken haben."

„Majestät, ich weiß nicht um was es sich handelt," sagte der Leibkutscher kopfschüttelnd, „aber das weiß ich doch, daß sowohl der Pastor als ich doch nichts zu Stande gebracht hätten,

wenn Eure Majestät nicht die Zügel in die Hand genommen und das Fuhrwerk auf 'n richtigen Weg geleitet hätte."

„Ach, Alter, ich verstehe ja nichts vom Fahren, und ich werd' mich wohl hüten, in Dein Departement hinein zu pfuschen. Ehre dem Ehre gebührt. Du hast die Zügel der Mamsell Amalie geführt, und wirst sie richtig in eine Baronin und in eine Wappenkutsche hineinbugsiren. Aber vorläufig müssen wir uns noch auf Nebenwegen halten, ehe wir in die Hauptstraße einlenken. Die Mamsell Amalie muß sich noch ein paar Tage verborgen halten. Sie fürchtet aber Dich zu belästigen, und darum frage ich Dich, ob das der Fall ist?"

„Majestät, ich kann's nicht glauben, daß meine Lebensretterin so 'was fürchtet, sie müßt' mich denn für 'n schlechten und für 'n undankbaren Kerl halten. Sie müßt' denn glauben, ich hätt's Gedächtniß verloren und wüßt' nicht, wie viele lange, schreckliche Nächte sie bei mir gewacht, und wie viele Last und Noth sie aus reiner Menschenliebe mit mir gehabt hat. Und nu sollt' ich mich nicht 'mal freuen, wenn sie, die jung und schön, liebreizend und vornehm is, 'n alten Kerl wie ich bin, und 'n altes Weib, wie meine

Alte is, glücklich und vergnügt dadurch machen will, daß sie 'n paar Tage in ihrer Dürftigkeit mit ihnen wohnt, und sich's gefallen läßt bei uns ordinären Leuten?"

„Madame, vous entendez?" sagte der König lächelnd, während Amalie zu dem alten Leibkutscher hinschritt, ihm ihre Hand darreichte, und ihn mit einem Blick voll Zärtlichkeit und Liebe betrachtete.

„Mein guter und treuer Freund, mein Vater, ich danke Ihnen so warm und innig, wie nur eine Tochter danken kann. Ich nehme Ihr Erbieten an und werde mich freuen, ein paar Tage bei Ihnen zu wohnen."

„Es ist indeß noch ein Aber dabei," rief Friedrich. „Die Mamsell muß ganz incognito hier sein, Niemand darf wissen, daß sie hier ist, Niemand darf ihren Namen erfahren. Wirst Du das bewerkstelligen können, Alter?"

„Ach Gott, Majestät," erwiderte Pfund mit einem verächtlichen Achselzucken. „Das is doch sehr einfach zu bewerkstelligen. Ich laß die Mamsell in unserer Staatsstube wohnen, und bewach' die Thür wie 'n Kettenhund. Wer zu ihr 'rein will, den weis' ich weg, und wer nach ihrem Namen fragen will, den schlage ich auf

seinen ungewaschenen Mund, bis er nichts mehr fragen kann."

„Nun," lachte der König, „das sind allerdings sehr energische Mittel, und auf diese Weise wird das Geheimniß wohl bewahrt werden. Gehen Sie also, Madame, und erwarten Sie meine Botschaft, und Er auch, Herr Pfarrer Werner. Bleib' Er noch ein paar Tage hier, und wenn ich nach Ihm schick', komm' Er mit seinem Buch hieher. Er hat eine strapazante Reise gemacht und bedarf wohl einiger Tage Erholung. Kennt Er Berlin?"

„Nein, Majestät, ich habe in Frankfurt und Wittenberg meine Studien absolvirt, und war niemals in Berlin."

„Na, da sehe Er sich das moderne Babel einmal ein paar Tage an. Logir' Er dort in einem guten Gasthof und lasse Er sich nichts abgehen. Ich bezahle die Rechnung und auch die Reisekosten! Au revoir!"

6.

Die Geisterbeschwörung.

Ein paar Tage später gab der König in Sanssouci ein Diner, zu dem aber nur sehr wenig Einladungen ergangen waren. Nur der Minister von Hertzberg, der Marquis von Lucchesini, der Oberconsistorialrath von Sack und der Baron von Pinto waren dazu invitirt worden, und gegen diesen Letzteren zeigte sich der König heute überaus gnädig und freundlich. Er ließ den „tollen Rittmeister", wie Friedrich ihn zu nennen pflegte, ihm gegenübersitzen, und manches beißende Scherzwort, und mancher stachlige Witz traf von den Lippen des sarkastischen Königs den schuldbewußten Rittmeister gerade in's Herz hinein. Aber dennoch hatte er kein Gefühl von Angst oder Beunruhigung, denn er glaubte ja

sein Geheimniß sicher geborgen in dem Grabe des alten Predigers und dem Aschenhaufen des verbrannten Kirchenbuches. Wer konnte wider ihn zeugen, da diese beiden Zeugen verschwunden waren! Der Baron konnte daher immerhin lachen zu den beißenden Witzworten des Königs, denn er wußte, daß diejenigen, an welche der König solche Worte richtete, bei ihm in besonderer Gunst standen, und daß sie nur gleichsam die unvermeidlichen Dornen waren an der vollen Rose der königlichen Huld.

„Also, mein toller Rittmeister," sagte der König, als die Lakaien jetzt das Dessert aufgetragen, und sich dann auf einen Wink des Königs in die Antichambre zurückgezogen und die Thür derselben hinter sich geschlossen hatten, „also ist es Ihr vollkommener Ernst, Sie wollen aus den Stürmen des Lebens sich in den Hafen der Ehe zurückziehen?"

„Ja, Sire, sobald Eure Majestät mir den erbetenen Urlaub und Allerhöchst Ihre Einwilligung zu meiner Vermählung gegeben haben, reise ich ab, um sobald als möglich in diesen Hafen einzulaufen."

„Und Sie sind gewiß, daß nichts Sie an dem Einlaufen verhindern wird? Ihre Papiere sind

alle in Ordnung, keine verbotenen Waaren am Bord, die Ihnen etwa vom Pfarrer Hafeninspector confiscirt werden könnten?"

„Alles in Ordnung, Majestät, es fehlt nichts als die königliche Sanction zu meiner Vermählung."

„Die sollen Sie haben, Baron, ich gebe Ihnen mein königliches Wort darauf, die sollen Sie haben. Aber jetzt noch nicht! Es sind noch einige Präliminarien nöthig, wir müssen uns erst überzeugen, daß Sie auch ein vollkommen würdiger Ehestandscandidat sind. Herr Consistorialrath von Sack, richte Er doch einige Fragen an den Candidaten! Unterwerfe Er ihn einem kleinen Examen, ehe denn wir aus dem Candidaten Amor's einen Priester Hymen's machen! Richten Sie an ihn die gebräuchlichen Fragen."

„Wohlan," sagte der Oberconsistorialrath ernst, „so frage ich Sie denn, Herr Baron von Pinto, ob Sie mir vor Gott und Ihrem Gewissen bezeugen können, daß Sie vollkommen berechtigt sind, diese Ehe mit der Gräfin Schmitta einzugehen, daß kein anderes Band, kein anderes Eheversprechen Sie daran hindert?"

„Ehe Sie antworten, Baron," bemerkte der König, „entsinnen Sie sich, daß der Oberconsi-

storialrath Sie gefragt hat im Namen Gottes und Ihres Gewissens."

Ein funkelnder Blitz schoß aus den Augen des Königs über das Antlitz des Barons hin, aber keine Spur von Verlegenheit oder Zögern sprach aus dessen lachenden, heiteren Mienen.

„Nein, Herr Oberconsistorialrath, kein anderes Band, kein anderes Eheversprechen hindert mich, und ich fühle mich vollkommen berechtigt, diese Ehe mit der Gräfin Schmitta einzugehen."

„Sie haben alle Ihre Verhältnisse geordnet, mit Ihrer ganzen Vergangenheit abgeschlossen? Denn die Ehe, welche man eingeht, ist wie der Anfang zu einem neuen Leben. Man muß, bevor man über die Schwelle tritt, alle Schuld gesühnt, alle Schulden bezahlt haben!"

„Was das Letztere anbetrifft, Herr Oberconsistorialrath, so muß ich bekennen, daß dies der einzige Punkt ist, wo ich mich strafbar fühle, und dessen Regulirung mir eben durch meine Vermählung möglich gemacht werden soll. Ich bekenne es reumüthig vor Eurer Majestät, ich habe Schulden, aber ich schwöre, daß ich sie sämmtlich bezahlen will, sobald die Gnade des

Königs mir die Vermählung mit der Gräfin Schmitta gestattet hat."

„Sie bekennen Ihre Schulden. Aber giebt es keine Schuld, die Sie zu bekennen hätten? Steigen Sie mit Ihren Gedanken hernieder in die Tiefen Ihres Gewissens, und dann antworten Sie. Fühlen Sie sich rein von Schuld? — Wird in der Stunde Ihrer Trauung Ihr Gewissen Sie nicht als einen Verräther anklagen, werden Sie keinen Meineid sprechen, wenn Sie den Eid der Treue schwören?"

Die Augen des Königs ruhten mit durchbohrendem Blick auf dem Antlitz des Barons, und sahen die augenblickliche Bläſſe auf ſeinen Wangen, und das Zucken des Schreckens in seinen Mienen, sahen aber auch, wie die Röthe schnell auf seinen Wangen wieder aufblühte, und seine Mienen wieder lachend und sorglos wurden.

„Man spricht den Eid der Treue ja nur für die Zukunft, Herr Oberconsistorialrath, und er hat keine rückwirkende Kraft. Ich bekenne, daß ich den leichtgläubigen Weibern oftmals in der Leidenschaft des Momentes Treue gelobt und sie nachher nicht gehalten habe. Aber welcher Mann hat das nicht, und welches Gericht wollte ihn des-

halb als einen Meineidigen anklagen, wenn er mit diesen gebrochenen Liebesschwüren vor den Altar tritt, und seine Vergangenheit abschwört, indem er für die Zukunft seiner Gemahlin Treue gelobt."

„Er ist ein hartgesottener Sünder," sagte der König, „und die Teufel in der Hölle werden ein tüchtiges Feuer anlegen müssen, wenn sie Ihn weich bekommen wollen. Das Examen ist beendet, der Candidat ist geprüft und würdig befunden, in der Hölle eine Anstellung zu erhalten."

Der Rittmeister lachte, und fand es superb, daß der König die Ehe als Hölle bezeichnete. „Demzufolge geben mir Eure Majestät nun den erbetenen Urlaub, und ich kann abreisen?"

„Wozu abreisen? Wozu Urlaub?" fragte der König. „Wir machen ja die Sache weit bequemer hier ab, und wenn's nöthig ist, kann ja der Herr Oberconsistorialrath die Trauung gleich vollziehen."

„Aber, Majestät, dazu ist doch die Anwesenheit der Braut nöthig," lachte der Rittmeister. „Ich kann doch nicht, wie die regierenden Fürsten, durch Procuration getraut werden?"

„Nein, das kann Er nicht, aber ich zaubere

Ihm die Braut her. Weiß Er noch nicht, daß ich eben so gut wie die Geisterbeschwörer, die jetzt aller Orten ihr Wesen treiben, Geister citiren kann?"

„Ja, citiren Majestät," lachte der tolle Rittmeister, „aber es ist die Frage, ob sie kommen!"

„Sie kommen, verlasse Er sich darauf; wenn ich sie anrufe, so kommen die Geister. Ich will Ihm gleich ein Exempel davon geben, daß die Geister mir gehorchen und sich auf meinen Ruf gehorsam einstellen."

Und der König erhob sich aus seinem Sessel und rief dabei dreimal mit lauter Stimme: „Frau Baronin von Pinto! Komme her zu uns! Erscheine! Erscheine! Erscheine!"

Bei dem dritten Ruf öffnete sich da drüben die Thür des Empfangszimmers mit lautem Geräusch, und eine Frauengestalt in weißen Gewändern, ganz überdeckt von einem weißen Schleier, der von dem verhüllten Haupt hernieder wallte, erschien auf der Schwelle.

Ein Schauer machte den Rittmeister trotz seiner Tollkühnheit erbeben bei dem Anblick dieser hohen, weißen, gespensterhaften Erscheinung, und unwillkürlich entfloh ein Schrei des Entsetzens seinen Lippen.

„Nun, Herr Rittmeister," sagte der König mit strenger, gebieterischer Stimme, „gehen Sie doch und umarmen Sie Ihre Gemahlin!"

Der Baron that einige Schritte vorwärts und blieb dann wieder zögernd stehen. „Sire, ich weiß ja nicht, wer diese Dame ist!"

„Es ist Ihre Gemahlin, mein königliches Wort darauf, es ist die Frau Baronin von Pinto. Habe ich Ihm nicht gesagt, daß ich es verstehe, Geister zu citiren, und daß sie kommen, wenn ich rufe? Gehe Er also hin und umarme Er seine Gemahlin, die Baronin von Pinto!"

„Aber, Sire, ich habe noch keine Gemahlin, und es giebt noch keine Baronin von Pinto!"

„Er lügt!" rief der König zürnend. „Er ist vermählt, und jene Dame ist die Baronin von Pinto! Wenn Er nicht das Herz hat, sie zu umarmen, so frage Er doch die Dame um ihren Namen, und bitte Er sie, sich zu entschleiern."

Der Rittmeister, der jetzt bleich geworden war, und dessen Herz von einer unheilsvollen Ahnung erbebte, näherte sich schwankenden, ungewissen Schrittes der weißen Gestalt, die ihm stolz und langsam entgegentrat.

„Madame," sagte er mit leiser, zitternder

Stimme, „ich bitte Sie, mir Ihren Namen zu sagen und Ihr Haupt zu enthüllen.“

„Ich bin die Baronin Amalie von Pinto!“ rief sie feierlich. „Sieh’ mich an und leugne es, daß ich es bin!“

Und mit einer raschen Handbewegung schlug sie den Schleier zurück, und ließ den Rittmeister ihr schönes bleiches Antlitz mit den zürnenden Augen und dem verächtlichen Zucken der stolzen Lippen sehen.

„Amalie!“ rief der Rittmeister, entsetzt zurückweichend. „Du hier, Du!“ — Er faßte sich rasch wieder zusammen, er fühlte, daß die Entscheidung seiner ganzen Zukunft von diesem Moment abhinge, und er war sofort entschlossen, ihn zu benutzen. „Wie kannst Du es wagen, hier zu erscheinen?“ fragte er mit stolzer Ruhe, mit zürnender Miene. „Geht Deine Frechheit wirklich so weit, daß Du Deine Drohung ausführst? Hast Du wirklich Dich unterstanden, Seiner Majestät das Märchen von Deiner heimlichen Trauung mit mir zu erzählen?“

„Ja,“ erwiderte sie mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung, „ja, ich habe Seiner Majestät dieses Märchen erzählt.“

„Aber Eure Majestät werden doch nicht an

die Aussagen einer Person glauben, welche die Eitelkeit und der Hochmuth wahnsinnig gemacht haben? Wenn eine Person sich von Liebesschwüren eines jungen leichtsinnigen Mannes hat verführen lassen, so genügt doch das bloße Wort, die eitle Betheuerung der Verführten nicht, um sie als eine rechtmäßige Gemahlin anzuerkennen?"

„Pinto," sagte der König mit düsterer Miene, „Er macht Seinem Namen und Stand wenig Ehre, denn er handelt nicht als Edelmann, und ich schäme mich für Ihn, denn die Devise jedes Edelmannes muß sein: Noblesse oblige."

„Aber Majestät werden doch einer Lügnerin nicht mehr glauben, als mir? Mein Wort gilt doch eben so viel zum mindesten als das ihre, und ich behaupte, daß ihre Trauung mit mir eine fixe Idee ist, für welche sie gar keine Zeugen hat."

„Herr Prediger Werner!" rief der König mit lauter Stimme, und abermals öffnete sich die Thür da drüben, und der Pfarrer, mit einem schwarzen messingbeschlagenen Buch in der Hand, trat ein.

„Ist das das Kirchenbuch von Ottmannshof?"

fragte der König, indem er den jungen Pfarrer näher heranwinkte.

„Ja, Majestät, das Kirchenbuch vom Jahre 1783, welches der verstorbene Pfarrer auf dem Kirchhof vergraben hatte, und welches daher nicht durch den Brand der Kirche zerstört worden ist."

„Gebe Er einmal das Buch dem Oberconsistorialrath dort," befahl der König. „Und Er, mein lieber Sack, lese er einmal die Stelle, welche der Prediger Ihm bezeichnen wird, und dann sage Er mir und allen Anwesenden: ist das ein vollständiges Trauungszeugniß?"

Der würdige alte Herr neigte das weiße Lockenhaupt über das Buch und las mit aufmerksamen Mienen die Zeilen, welche der schlanke Finger des jungen Predigers ihm bezeichnete.

„Ja," sagte der Oberconsistorialrath nach einer Pause, „ja es ist ein vollgültiges Trauungszeugniß, es beweiset unumstößlich, daß der Baron von Pinto seit zwei Jahren mit der früheren Amalie Hartmann verheirathet ist."

„Es beweist, daß Er ein schändlicher Lügner ist, Pinto!"

Der Baron stürzte vor dem König auf die Kniee nieder. „Gnade, Majestät, Gnade! Es

ist wahr! Ich bekenne meine Schuld und mein Verbrechen!"

„Weil Er nicht anders kann. Er wollte ein schweres Verbrechen begehen, Er wollte Seine rechtmäßige Frau und sein Kind verleugnen, und eine andere Ehe eingehen. Das ist eine Schändlichkeit, für die ich Ihn eigentlich aus der Armee ausstoßen, und Ihn für Lebenszeit auf die Festung schicken müßte. Aber Seine Gemahlin hat für Ihn um Gnade und Erbarmen gebeten, und um dieser armen jungen Frau willen, welche so viel gelitten hat durch Ihn, will ich Ihm die gerechte Strafe erlassen. Um Seiner jungen Frau willen werde ich auch noch einmal seine Schulden bezahlen, damit Er als ein rangirter Mann ein neues Leben beginne. Zeige Er nun aller dieser Gnade sich würdig, indem Er sich bemüht, Alles wieder gut zu machen, und Seiner hübschen jungen Frau hier ein treuer Ehemann, Seinem Sohn ein zärtlicher Vater zu sein. Und vor allen Dingen bitte Er gleich jetzt in meiner und dieser Zeugen Gegenwart der jungen Frau all' das Unrecht ab, daß Er ihr angethan, flehe Er um ihre Vergebung."

„Amalie," bat der Rittmeister mit reuiger,

zerknirschter Stimme, „Amalie, ich bitte Dich, vergieb mir! Bei all' den glücklichen Tagen unserer früheren Liebe beschwöre ich Dich, vergieb mir. Ich will wieder gut machen, ich will vergelten, sage nur, daß Du mir vergiebst."

Sie antwortete nicht; ihre großen braunen Augen ruhten auf ihm mit einem Ausdruck tiefer Trauer, schmerzlicher Verachtung; dann wandte sie langsam den Blick zu dem Könige hin.

„Majestät, ich werde also seine anerkannte, rechtmäßige Gemahlin sein?"

„Ja, Madame, die Trauung ist eine vollgültige, Sie sind die rechtmäßige Baronin von Pinto."

„Und mein Sohn wird den Namen seines Vaters tragen, er wird nicht dereinst, wenn er erwachsen ist, sich seiner Geburt und seiner Mutter zu schämen haben?"

„Nein, vraiment, nein Frau Baronin. Sie haben sich als eine tapfere und tugendhafte Frau bewiesen, und Ihr Sohn wird Ursache haben, auf seine Mutter stolz zu sein. Ich hoffe, daß sein Vater durch Ihr Beispiel lernen wird, ein ehrenwerther Edelmann zu werden, und daß Sie ihn auf den Weg der Tugend zurückführen werden."

Ihr Auge glitt mit einem flüchtigen Blick über das zerknirschte, beschämte Antlitz des Ritt-

meisters hin, und weilte dann auf dem schönen, reinen Angesicht des jungen Pfarrers, der ihr seine edle, uneigennützige Liebe bewiesen, indem er, allen eigenen Wünschen und Hoffnungen entsagend, ihr die Beweise ihrer Vermählung gebracht, obwohl er wußte, daß diese Beweise sie auf ewig von ihm trennten.

„Herr Baron von Pinto," fuhr der König nach einer kleinen Pause fort, „rechne Er alle seine Schulden zusammen, und gebe Er dann die Liste dem Minister von Hertzberg, der von mir autorisirt ist, sie zu bezahlen, damit Er mit Seiner jungen Frau ein neues, ordentliches Leben anfangen kann. Ich werde Ihn nicht in eine andere Garnison versetzen, denn ich will Ihn beobachten, um zu wissen, daß Er seine junge Frau gut behandelt."

„Ich danke Eurer Majestät für Ihre Gnade," murmelte der Rittmeister, sich verneigend.

„Sie werden noch heute mit Ihrer Gemahlin die üblichen Visiten machen," fuhr der König fort, „und sie überall als Baronin von Pinto introduciren. Uebrigens, damit Er nicht sagen kann, Seine Frau habe Ihm keine Aussteuer in's Haus gebracht, übernehme ich die Aussteuer und gebe ihr eine Mitgift von zehntausend Thalern. Außer=

dem, meine liebe Baronin, ermächtige ich Sie, sich von mir noch extra eine Gnade auszubitten, gleich jetzt! Besinnen Sie sich also, und sprechen Sie!"

„Majestät, darf ich vorher eine Frage an Sie richten?"

„Ich erlaube es Ihnen, Madame. Fragen Sie!"

„Würde mein Sohn, selbst wenn ich jetzt todt wäre, wenn ich die Baronin von Pinto nicht mehr wäre, dennoch in seinen Rechten geschützt werden? Könnte Niemand ihm seinen Namen wieder entreißen?"

„Nein, Madame, denn ihn schützet das Gesetz. Uebrigens ernenne ich hiermit Ihren Sohn zum Cadetten im elften Infanterie-Regiment, und es soll Ihnen das Patent noch heute ausgefertigt werden."

„Ich danke Eurer Majestät für Ihre Gnade, und da ich jetzt beruhigt bin über das Schicksal meines Sohnes, erlaube ich mir nur noch diese letzte Frage: Eure Majestät haben als Bischof Ihrer Landeskirche, als oberste Kirchenbehörde das Recht, die Ehen zu lösen und die Scheidung anzuordnen?"

„Ja, ich habe dieses Recht. Ich kann als König

die Ehescheidung aussprechen und den Gerichten befehlen, sie zu bestätigen.“

„Dann erlaube ich mir jetzt die Gnade zu erflehen, deren Gewährung Eure Majestät mir verheißen haben. Majestät, ich bitte, daß Sie die Ehe zwischen mir und dem Baron von Pinto trennen, und gleich nach der Publikation unserer Verheirathung die Ehescheidung gesetzlich bewerkstelligen lassen.“

„Amalie,“ rief der Rittmeister, „Amalie, Du willst mich von Dir stoßen?“

„Du hast mich von Dir gestoßen, als ich zu Dir flehte um meine Ehre und um die Anerkennung für Dein Kind,“ sagte sie mit leiser, schmerzlicher Stimme. „Du hast mich und Dein Kind verleugnet, hast meine Liebe und meine Ehre mit rauhem Fuß vernichtet und zertreten. Ich liebe Dich nicht mehr, denn ich verachte Dich und aus der Verachtung kann niemals wieder die Liebe erblühen!“

„Du wolltest Dich also nur an mir rächen?“ sagte der Rittmeister ingrimmig, „Du kamst nur hieher, um mich zu beschimpfen, und die reiche Heirath, welche ich in Aussicht hatte, unmöglich zu machen?“

„Ich kam hieher, um meine Ehre zu retten,

die Rechte meines Sohnes anerkannt zu sehen, und — um Dich vor einem Verbrechen zu bewahren. Ich liebe Dich nicht mehr, aber ich wollte nicht, daß der Vater meines Kindes ein Verbrecher sein sollte. Nun möge die Vergangenheit todt sein für uns, und ich will Ihnen nicht zürnen, wenn ich auch die Narben tiefer Wunden in meinem Herzen trage! Sire, sprechen Sie die Scheidung aus über unsere schmerzensreiche Ehe, alsdann — dann bitte ich um diese letzte Gnade, geben Sie dem Baron von Pinto Urlaub, und gestatten Sie ihm, sich mit der Majoratserbin von Schmitta zu vermählen!"

„O, Amalie," rief der Rittmeister, „Amalie, welch ein edles, hochherziges Weib bist Du! Ach, warum habe ich Dich nicht früher erkannt, und Deinen Edelmuth und Deine Tugend zu würdigen gewußt."

„Und hättest Du's gethan, Du würdest mich doch verrathen und verleugnet haben, denn Dein Gott ist der Reichthum, und ich hatte Dir nichts zu geben, als meine Jugend und meine Liebe. Da Du meine Jugend entblättert und meine Liebe zertreten hattest, war ich ganz arm, und da konnte ich wohl für Dich keinen Werth mehr haben! — Sire, gewähren Sie meine Bitte?

Wollen Sie über uns die Ehescheidung aussprechen, und dann den Rittmeister von Pinto beurlauben, damit er die reiche Erbin heirathen kann?"

„Ich will es," sagte der König, „es soll Alles so geschehen, wie Sie es wünschen, Madame, und ich mache Ihnen mein Compliment, Sie haben sich edel und würdig benommen, und wenn Sie es auch verschmähen, eine Baronin zu heißen, so haben Sie doch gehandelt als eine wirkliche Edelfrau. Uebrigens übernehme ich die Sorge für Ihre Zukunft, und die Aussteuer, die ich Ihnen vorher zugesagt, bleibt Ihnen. Es wird sich schon ein Mann finden, dem Sie Ihre Liebe schenken, und der es werth ist, Ihr Gemahl zu werden."

Amalie wandte sich mit einem sanften Lächeln ab, und ihre Augen begegneten in einem langen Blicke den Augen Werner's, die mit zärtlichem Ausdruck auf ihr ruhten.

Der König fing diesen Blick auf und lächelte. „Das Herz des Menschen ist ein wunderlich Ding," sagte er, „es haßt, es liebt, es vertrauet immer wieder. Und das ist eine rechte Gnade von Gott, denn wo sollten wir sonst den Muth hernehmen zu leben, wenn wir nicht ein so starkes und so

schwaches Herz hätten, stark im Lieben, schwach, weil es immer wieder verzeiht? Gehen Sie, Pinto, bereuen Sie und bessern Sie sich! In drei Tagen, wenn das Document der gerichtlichen Ehescheidung ausgefertigt, und Ihnen, so wie der hier anwesenden Baronin von Pinto das Document eingehändigt ist, werde ich Ihnen Urlaub geben zu Ihrer Hochzeitsreise nach Oesterreich. Gehen Sie!"

Der Rittmeister machte seine militärische Verbeugung vor dem König, verneigte sich mit einem verlegenen, traurigen Gesicht vor Amalien, und verließ dann eilends das königliche Gemach. — Eine kleine Pause trat ein, Amalie hatte die Augen geschlossen, und unter den gesenkten Lidern schlichen langsam ein paar Thränen über ihre blassen Wangen nieder. Werner sah es, und einer unwillkürlichen Regung folgend, näherte er sich ihr und legte sanft seine Hand auf ihren Arm. Des Königs große, funkelnde Augen hatten das Alles bemerkt, ein sanftes Lächeln glitt über seine scharfen Züge hin, und er winkte den Pfarrer näher zu sich heran.

„Er, mein guter Pastor Werner, kann jetzt nach Ottmannshof zurückkehren, und das Kirchenbuch soll in Seiner Verwahrung bleiben. Er hat

sich als ein treuer und eifriger Diener des Herrn bewährt, und die nächste gute Pfarre, die zu vergeben ist, die soll Er erhalten. Das wird sicherlich nicht mehr lange dauern, und dann kann Er sich eine hübsche junge Frau in Sein Pfarrhaus einführen, eine junge Frau, die Ihm eine Aussteuer von zehntausend Thalern mitbringt."

„Sire, die Frau, welche ich liebe, bedarf keiner Aussteuer und keines Geldes, denn ihre Liebe ist der ganze Reichthum, den ich begehre, und —"

„Still, still, Er junger Schwärmer!" unterbrach ihn der König; „eine gute Aussteuer und ein bischen Vermögen ist auch bei der zärtlichen Liebe ein guter Kitt, um die Herzen aneinander zu fesseln, denn vom Mondschein und der Liebe allein kann man nicht leben. Na, und jetzt sind wir fertig für heute, und ich hoffe, mein alter Leibkutscher Pfund wird nun zufrieden mit mir sein, und nicht mehr mir Vorwürfe machen, daß ich undankbar sei gegen seine Lebensretterin. Madame, gehen Sie zu Ihrem alten Freund und bedanken Sie sich bei ihm, denn ohne meinen alten, guten und getreuen Leibkutscher Pfund hätte ich Ihnen wohl niemals eine Audienz ge-

geben und nichts von Ihrem Schicksal erfahren. Aber er bestand darauf, daß ich Ihnen eine Audienz geben sollte, und was der alte Trotzkopf sich einmal vorgenommen hat, das setzt er durch. Gehen Sie also, Madame, und grüßen Sie mir meinen alten Leibkutscher. Er soll mich heute spazieren fahren, und dann will ich ihn fragen, ob er mit der Geschichte zufrieden ist!" — —

Aber der alte Leibkutscher Pfund war heute nicht im Stande, den König spazieren zu fahren. Er lag an einem heftigen Fieber darnieder, das ihn in Folge einer Erkältung ergriffen hatte. Doch ließ er sich von Amalien das glückliche Resultat ihrer Audienz erzählen, und nahm ihren Dank und ihre Versicherung zärtlicher Liebe mit einem glücklichen, zufriedenen Grinsen hin. Am Abend dieses Tages, als Amalie dann an sein Bett trat, um ihm Lebewohl zu sagen und mit der Landkutsche nach Ottmannshof zurückzufahren, da neigte sie sich über ihn und flüsterte ihm ein paar Worte in's Ohr, welche machten, daß der alte Leibkutscher trotz seiner Krankheit einen lauten Jauchzer ertönen ließ. Während dieser Jauchzer noch die Krankenstube durchhallte,

schlüpfte Amalie hinaus und sprang in den Wagen, an dessen Schlag Werner sie erwartete.

Die Worte, welche Amalie dem Alten zugeflüstert hatte, lauteten aber: „Mein lieber Vater! In einem Jahre, wenn Du wieder mit dem König zur Revue nach Schlesien kommst, dann heiße ich nicht mehr Amalie Hartmann, sondern Amalie Werner, wie mein lieber Mann, der Pfarrer Werner!“ —

Aber der Jauchzer hatte die Genesung des alten Leibkutschers eben nicht gefördert, vielmehr steigerte sich in den nächsten Tagen das Fieber zu einer gefährlichen Höhe, und die beiden Leibärzte, welche der König dem Patienten geschickt hatte, fingen an bedenklich die Köpfe zu schütteln.

„Der alte Mann ist in eine Art Lethargie gefallen,“ berichteten sie dem König, „es interessirt ihn anscheinend nichts mehr, und er liegt immer ganz still und theilnahmlos da.“

„Na, dann werde ich ihn aus seiner Lethargie wecken,“ sagte der König. „Wenn Eure Weisheit am Ende ist, werde ich meinem alten Leibkutscher ein Recept verschreiben.“

Der König ging zu seinem Schreibtisch, warf mit hastiger Hand ein paar Zeilen auf das Papier, versiegelte und adressirte es, und sandte so-

fort einen Pagen mit dem Briefe hinunter in die Wohnung seines Leibkutschers, mit der Weisung, dem Alten, wenn er zu krank sei, um selbst zu lesen, den Brief vorzulesen und ihn Bescheid geben zu lassen.

Der Leibkutscher lag im glühendsten Fieber, als der königliche Page zu ihm eintrat. Aber seine stieren Augen belebten sich, als der Page ihm sagte, er bringe ein eigenhändiges Schreiben von Seiner Majestät, und mit schwacher Stimme bat er, es ihm vorzulesen.

Der Page schlug also das Papier auseinander und begann zu lesen: „An meinen lieben Leibkutscher Pfund!“

„Laßt mich das einmal sehen,“ sagte der Kranke, „ich muß das selber lesen!“

Er richtete sich ein wenig empor, und auf den Ellbogen aufgestützt, stierte er das Papier an, auf welchem die Buchstaben vor seinen fieberheißen Augen tanzten. Aber er zwang sie, still zu stehen, und las die Ueberschrift und fand, daß es wirklich so da geschrieben stand: „An meinen lieben Leibkutscher Pfund!“

Dann bat er den Pagen, weiter zu lesen, und der that es und las weiter: „Alter, ich muß

übermorgen durchaus nach Berlin fahren zur Revue, und wie soll ich wohl durch den Sand und über die holprige Straße kommen, wenn Du meinen Wagen nicht sachte und leise fährst? Ich hoffe, Alter, Du bist übermorgen gesund und läßt mich nicht in der Verlegenheit stecken. Somit verbleibe ich Dein wohl affectionirter König und Herr!"*)

Mit einem einzigen Satz war der alte Pfund aus dem Bett und sprang zum Spiegel, um sich zu entsetzen über „seine unrasirte Fratze" und schrie nach seiner Frau, sie solle ihm einen Barbier holen lassen und ihm reine, weiße Wäsche geben, denn er müsse den König fahren, er müsse gleich wieder gesund werden.

Die Frau Pfund kam eiligst herbeigerannt, und es kostete ihr viel Mühe und Ueberredung, um den alten erregten Mann wieder in sein Bett zu bringen.

„Gut," sagte er trotzig, „ich will Dir heute den Willen thun, ich will noch im Bette bleiben. Aber morgen ist es vorbei, morgen stehe ich auf, und bin gesund."

---

*) Anekdoten und Charakterzüge. Th. 1. S. 132.

„Aber die Herren Leibärzte werden's nicht leiden. Die haben gesagt, Du müßtest wenigstens noch acht Tage im Bette bleiben, und —"

„Ach Gott, was die Leibärzt' wohl davon verstehn, wie lange Zeit Einer braucht, um gesund zu werden," sagte Pfund achselzuckend. „Ich bitte Sie, Herr von Pirch, gehen Sie man zum König und sagen Sie ihm, ich würd' meine Pflicht thun und ich dächt' gar nicht daran, den König in der Verlegenheit stecken zu lassen. Er soll sich man nich ängstigen, übermorgen bin ich gesund und fahr' mit ihm nach Berlin." —

Und wie er's gesagt, so that er's. Zum höchsten Erstaunen der Herren Leibärzte erhob sich der Leibkutscher Pfund am andern Tage, und das Fieber war von ihm gewichen.

Am nächstfolgenden Tage fuhr der Wagen des Königs vor, und der alte Leibkutscher Pfund saß stramm und fest, nur ein wenig blässer als sonst, auf dem Bocke.

„Na, Alter," sagte der König, als seine Lakaien ihn in den Wagen gehoben hatten, „na, Alter, mein Recept hat Dir also geholfen? Das freut mich, und ich danke Dir, daß Du mir aus

der Verlegenheit geholfen hast. Aber wie hast Du es nur angefangen, so schnell gesund zu werden?"

„Das war sehr leicht, Majestät. Ich dacht' daran, daß Sie mich brauchten und daß es meine Pflicht ist, Eure Majestät immer auf'n richtigen Weg zu halten. Kann's nun abgehen, Majestät?"

„Ja, Alter, es kann abgehen, und wer weiß, ob es nicht zur letzten Reise ist!"

„Ih, Gott bewahre!" sagte der Leibkutscher. „Es ist noch lange nich unsere letzte Reise. Ich denk' noch gar nich daran, abzufahren, und Eure Majestät sind ja ein wahrer Springinsfeld gegen mich!"

„Ach, mein Gott!" sagte der König kopfschüttelnd, und mit einem sehnsüchtigen Blicke folgte er dem Fluge des Vogels, der von dem nahen Baume aufflog und sich zum Himmel aufschwang, während der alte Pfund mit einem sanften Peitschenhieb seine Pferde in Trab setzte. Bald hatte eine Wolke von Staub den Wagen eingehüllt, in dessen Kissen der alte König, auf dessen Bocke der alte Leibkutscher saß. Zwei schlanke gelbe Windspiele lagen neben dem Kö-

nig auf dem Wagensitz und leckten ihm zuweilen die dürren kalten Hände, und neben dem alten Leibkutscher saß ein Lakai und stieß ihn zuweilen mit dem Ellbogen an, wenn der alte Mann auf dem sandigen Wege manchmal in einen sanften Schlaf verfiel.

Und das war die letzte Reise des Königs mit seinem alten Leibkutscher Pfund! Wenige Wochen darauf starb der alte Leibkutscher, und der König sagte, wie man ihm seinen Tod meldete: „Er weiß wohl, daß ich ihn nicht mehr brauche, und daß zu der letzten großen Reise, die ich nun bald antreten werde, man keinen Leibkutscher, sondern nur ein gutes Gewissen nöthig hat.“ —

Diese „letzte große Reise“ trat der König im nächsten Jahre an. Gleich dem Vogel, dessen Flug er beneidet hatte, da er mit dem alten Leibkutscher zum letzten Mal nach Berlin fuhr, gleich dem Vogel schwang sich sein seliger Geist auf zur Sonne, an deren warmen Strahlen er sich noch ein paar Tage zuvor erwärmt, zu der er aufgeschaut und gesagt hatte: „Bald werde ich bei Dir sein!“

Am siebenzehnten August 1786 kam er zu ihr, zu der Sonne, deren Strahlen so oft seine

ruhmreichen Thaten umglänzt hatten, und die nun unterging über seinem Grabe, aber nicht über seinem Ruhme, denn der steht am Himmel und glänzt jede Nacht zu uns hernieder als Friedrich's Ehre!

III.

Alexander Ypsilanti.

Eine Episode des Wiener Congresses.

1.

Seit drei Monaten lebte man in Wien in einem einzigen, ununterbrochenen Freudenrausch, sah man am Tage die herrlichsten Equipagen, viel Hunderte an der Zahl, durch die Straßen rollen, um die herrlichsten Frauen, strahlend von Brillanten, von Schönheit und Jugend, zu den Morgenbällen, den dejeuners à la fourchette, den Diners, den réunions phantastiques, zu fahren. Seit drei Monaten erglänzten beim Einbruch der Nacht alle Häuser im reichen Lichterschmuck, hörte man die Straßen wiederklingen von Musik, die aus den erleuchteten Palästen hinausdrang, wo man zu glänzenden Festlichkeiten sich versammelt hatte, wo man tanzte, Liebhabertheater arrangirte, Turniere aufführte

im Styl des Mittelalters, wo man intriguirte, liebelte, witzelte, sich auf's beste amüsirte. Nebenbei auch sich ein wenig mit der Politik beschäftigte, die Karte von Europa revidirte, Länder und Seelen je nach Belieben und Zweckmäßigkeit diesem Fürsten abnahm, jenem sie zuertheilte.

Die frühen Morgenstunden der Diplomaten gehörten der Politik, da hatten sie ihre Sessionen und Deliberationen. Aber die übrige Zeit des Tages und der Nacht gehörte dem Leben, der Freude, den Festen. Es schien, als ob nach so langen Jahren der Sorgen, der Beängstigungen, der Kriege Jedermann sich beeifern wollte, das Versäumte nachzuholen, die Freuden und Vergnügungen, welche man so lange entbehrt, jetzt aus bekränztem schäumenden Becher mit doppelter Hast zu trinken. Die Könige und Fürsten hatten so viele Jahre auf Befehl Napoleon's marschiren müssen, jetzt wollten sie sich entschädigen und tanzen; sie hatten unter dem harten Druck Napoleon's, der ihrer Aller Lehrmeister gewesen, so viele schwere Lectionen ausgearbeitet, hatten so Vieles lernen und begreifen müssen in der harten Schule des Lebens, jetzt wollten sie ihre Ferien haben, und wollten diese Ferien

in Heiterkeit und Frohsinn, in rauschenden Festen genießen.

Und weshalb sollten sie es auch nicht, weshalb sollten die Könige und Fürsten nicht ihre Ferien haben und sich freuen nach echter Schüler Art? Ihr gestrenger Lehrmeister war ja nicht mehr da, er war endlich durch seine gekrönten Schüler von dem Katheder der Welt heruntergejagt und in den Carcer gebannt. Man hatte also nicht mehr nöthig vor ihm zu zittern, in ehrfurchtsvoller Devotion zu lauschen auf die Befehle, welche langsam, wie flüssiges Erz, von seinen erhabenen Lippen niederträufelten, und Denen, welche gebeugt vor ihm im Staube knieten, tödtliche Wunden brannten.

Sie trugen auf ihren Stirnen die Narben der Wunden, alle diese Fürsten und Könige, aber sie hatten die Schmerzen dieser Wunden vergessen, und die Narben betrachteten sie jetzt als einen Heldenschmuck, für den sie Lorbeeren, Provinzen, Seelen beanspruchten!

Napoleon, der gestrenge Lehrmeister, saß im Carcer zu Elba, die Fürsten Europas, seine Schüler, hatten ihre Ferien und feierten sie zu Wien, in der freudenreichen Stadt, jetzt der doppelten Kaiserstadt. Denn auch der Kaiser von

Rußland war dort, der Monarch, der vor sechs Jahren in Erfurt in dem „Parterre der Könige" eine so großartige Demonstration gemacht, den angebeteten Freund, den Kaiser Napoleon so zärtlich umarmt, und jetzt all' dieser Freundschaft und Zärtlichkeit vergessen hatte, nur der schönen Gegenwart, dem Vergnügen und den schönen Frauen lebte. Außer ihm waren da die Könige von Preußen, von Würtemberg und von Baiern mit ihren Kronprinzen, der König von Dänemark, und das ganze Heer der deutschen Herzöge und Fürsten, welche von diesem Congreß, der die Karte Europas revidiren sollte, eine Vermehrung ihrer Seelenzahl erhofften auf Kosten Derer, welche man dem Untergange, dem Verderben geweiht hatte.

Indeß all' diese ernsten Betrachtungen, diese habsüchtigen Gelüste der frühen Morgenstunden waren ausgelöscht, vergessen, sobald man den Saal der Conferenzen verlassen hatte, sobald die Stunde der Visiten, der Proben zu den Liebhabertheatern, den Schlittenfahrten, des Schlittschuhlaufens und all' der anderen Vergnügungen geschlagen hatte. Dann nahm Wien, welches bis dahin wie in ernsten Morgenphantasien geschwiegen hatte, wieder eine lächelnde, strahlende

Miene an, und die hunderttausend Fremden, welche der Congreß herbeigezogen hatte, vereinigten sich mit den dreimalhunderttausend Einwohnern, um die Straßen, den Prater und Augarten zu beleben mit ganzen Schaaren heiterer und stolzer, neugieriger und vergnügter Menschenkinder.

Aber nachdem nun drei Monate alle Arten der Vergnügungen erschöpft, nachdem man drei Monate, von der Mitte des Septembers 1814 bis zum einundzwanzigsten Januar 1815 getanzt, gesungen und gelacht hatte, mußte man endlich auf eine andere Art der Zerstreuung denken. Denn selbst das Vergnügen verliert seinen Reiz, wenn man es täglich genießt, und der heiterste Sonnentag wird doppelt schön, wenn er für einige Momente sich umdüstert, und das Unheil des Gewitters sein dräuendes Gesicht zeigt, um dann wieder von den Strahlen der Sonne verscheucht zu werden.

Dem Abgesandten des Königs Ludwig des Achtzehnten von Frankreich, dem Fürsten Talleyrand, war es gelungen, eine solche glückliche Abwechselung, eine solche pikante Gewitterwolke zu erfinden für den sonnig-heitern Congreß.

Der einundzwanzigste Januar war ja der

Todestag des unglücklichen Königs Ludwig des Sechzehnten. Fürst Talleyrand hatte in all' den Jahren, da er dem Erben der Revolution, dem Kaiser Napoleon, diente, das Datum dieses Tages vergessen gehabt, aber in diesem Jahre, da Napoleon auf Elba und Ludwig der Achtzehnte auf dem französischen Throne saß, in diesem Jahre hatte der große Diplomat sich dieses Tages erinnert, und lange schon in der Stille hatte er dazu seine Vorbereitungen getroffen.

Am Tage vorher hatten alle die Könige, Herzöge, Fürsten, Gesandten und vornehmen Herrschaften von der französischen Gesandtschaft gedruckte Einladungskarten erhalten, durch welche sie aufgefordert wurden, der Trauermesse beizuwohnen, welche morgen im Sanct Stephansdome gefeiert werden sollte.

Jedermann beeilte sich natürlich, dieser Einladung Folge zu leisten. Die Damen betrachteten es als eine angenehme Gelegenheit, sich ihren Verehrern und Anbetern einmal in einer ganz neuen Situation zu zeigen. Mit ernsten Gesichtern, mit Thränen in den Augen, mit fromm gefalteten Händen auf den Knieen betend, die herrlichen Gestalten, welche man täglich in ziemlicher Enthüllung in den lichten, durchsich-

tigen Gewändern zeigte, jetzt einmal verhüllt in schwarze ernste Schleppkleider, die schönen Häupter, welche sonst mit Rosen und Brillanten geschmückt waren, jetzt umwallt von den schwarzen Kreppschleiern, welche die Weiße der Haut so herrlich hervorhoben und sich so geschmackvoll drapiren ließen!

Die Herren waren es zufrieden, durch ihr Erscheinen bei dieser Trauermesse dem König Ludwig dem Achtzehnten ihre Sympathien und dem entthronten Löwen auf Elba ihre Antipathien zu manifestiren.

Seit der Frühe des Morgens rollten daher die Equipagen der Diplomaten, Aristokraten und Fürstlichkeiten dem Stephansdome zu, seit der Frühe des Morgens drängte sich eine ungeheure Menschenmasse auf dem Platz um den Dom und in den nächstbelegenen Straßen, um die heranrollenden Equipagen zu sehen, und einen flüchtigen Blick auf Diejenigen zu werfen, welche in denselben saßen, und deren hochtönende berühmte Namen dann von Mund zu Mund gingen, bis sie von den folgenden verdrängt wurden.

Um elf Uhr, nachdem die Gesandten, die Ordensritter, die Damen, die kleinen Fürstlichkeiten ihre Plätze eingenommen hatten, um elf

Uhr verkündete das Geläute aller Glocken, das Donnern der Geschütze, das Aufmarschiren der Nobelgarde in den Gängen des Doms das Herannahen der höchsten Fürstlichkeiten, und die ganze auserlesene, glänzende, berühmte Versammlung erhob sich von ihren Sitzen. Niemand schaute mehr hin auf den hohen schwarzen Katafalk in der Mitte der Kathedrale, den man errichtet hatte zur Erinnerung an das enthauptete Königspaar. Aller Augen waren nur den Lebenden, zugewandt den hohen Gestalten, welche da in langsamer feierlicher Würde durch die Menge daherschritten zu dem Katafalk.

Da war der Kaiser Franz von Oesterreich, der Neffe der Königin Marie Antoinette, der Schwiegervater aber auch Napoleon's; da war der Kaiser Alexander, und ihm zur Seite der König von Preußen, da waren die Könige von Baiern und von Würtemberg, die beiden Könige von Napoleon's Gnaden, welche die Gabe behielten, aber den Geber desavouirten; da war die Kaiserin von Rußland mit ihren beiden schönen Schwägerinnen, den Großfürstinnen Katharina und Maria, da waren die Gemahlinnen all' der Herzöge, Fürsten und Gesandten. Ganz Europa hatte seine Vertreter bei dieser ernsten

hohen Festlichkeit, ganz Europa schien heute zu trauern und zu weinen über das unglückliche Königspaar, welches man vergessen hatte, so lange der Schatten des Mannes, der im Sonnenglanze seiner Macht auf dem Throne von Frankreich saß, auf ihre Gräber fiel, dessen man sich jetzt wieder erinnerte, da er vom Throne herniedergestürzt und im Schatten der Felsen von Elba stand.

Die Kaiser und Könige knieten nieder um den Katafalk, und der achtzigjährige Erzbischof von Wien, Prinz von Hohenwarth, celebrirte die Messe. Alsdann bestieg der Prediger Zaignelin die Kanzel, um in französischer Sprache seine Rede zu halten. Jedermann lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit seinen feierlichen Worten, denn leise hatte man sich seit gestern zugeflüstert, der Pater Zaignelin habe diese Predigt nicht allein verfaßt, sondern Fürst Talleyrand sei ihm dabei behülflich gewesen und habe dieselbe ein wenig überarbeitet. Und in der That, diese Predigt war ein diplomatisches Meisterstück, ganz würdig dessen, der als ein kleiner Abbé in das Leben eingetreten, und durch seine lebhafte Betheiligung an der Revolution und durch die Gunst Napoleon's zu hohen Würden gelangt war.

„Die Erde soll es lernen, den Namen des Herrn zu fürchten,“ das war der Text dieser Rede, welche dazu bestimmt schien, vor diesen erlauchten Herrschern und Fürsten neueren Datums die Erhabenheit und Größe der uralten Königsfamilie von Frankreich darzulegen, welche seit vierzehn Jahrhunderten bestanden, und jetzt trotz des Blutes und der Verheerungen wieder ihre Lilienblüthe über Frankreich dahinleuchten ließ. „Gott erhebet und stürzet die Throne, aber das ewige Recht leuchtet in ewiger Klarheit, und das Recht steigt empor aus den Gräbern Ludwig's und Antoinette's, und das Recht stürzet Diejenigen hernieder von den Thronen, die unrechtmäßigerweise sie in Besitz genommen!“

Gar manche Gesichter verdüsterten sich bei diesen Worten des Predigers, gar manche hellten sich auf; denn es war ja eben nicht der Prediger, welcher sprach, sondern Talleyrand, der große Diplomat, der mit dem Fürsten Metternich den Congreß beherrschte und die großen Fragen desselben entschied. „Das Recht stürzet Diejenigen hernieder von den Thronen, die unrechtmäßigerweise sie in Besitz genommen!“

Das wiederholten sich die Abgesandten der alten bourbonischen Königsfamilie von Neapel,

und ihre Augen leuchteten auf in Hoffnung, während die Angesichter der Abgesandten der jetzigen Königsfamilie von Neapel, die Abgesandten des Königs Joachim Murat, sich verdüsterten.

„Das Recht stürzet Diejenigen hernieder von den Thronen, die unrechtmäßigerweise sie in Besitz genommen!“

Das wiederholten mit innerlichem Frohlocken die Polenfürsten, welche zu dem Congreß herbeigeeilt waren, um die Herstellung des alten Polens zu erlangen; das tröstete die Abgesandten von Genua, die um die Wiederherstellung ihrer Republik petitionirten; das endlich sagte leise zu sich selber dieser junge General dort in der russischen Uniform, der in der glänzenden Reihe der russischen Großen seine Stellung unten im Schiff der Kirche einnahm.

„Ja, das Recht stürzet Diejenigen hernieder von den Thronen, die unrechtmäßigerweise sie in Besitz genommen!“ Auch für ihn mußte endlich dieses große Wort zur Wahrheit werden, auch Er hoffte auf dasselbe, denn es war der Stern und der Trost seines ganzen Lebens gewesen, die Erfüllung desselben war das Ideal seines jungen leidenschaftlichen Herzens. Sein

schönes Antlitz strahlte auf bei diesen Worten des Predigers, seine großen tiefblauen Augen hoben sich mit leuchtenden Blicken zum Himmel, sein edler, schöner Mund bewegte sich zu einem leisen Gebet, das er aus inbrünstiger Seele emporseufzte zu Gott.

„Lenke die Herzen der Mächtigen, o Gott, der Du den Völkern beistehst in ihrer Noth, und der Bedrängten Dich erbarmest; lenke die Herzen der Mächtigen, daß sie des Jammers sich erbarmen, unter welchem mein geliebtes Vaterland schmachtet! Gieb mir Kraft und Gelegenheit, für mein theures Volk zu kämpfen, und es zu befreien von seinen schändlichen Tyrannen und Bedrückern."

So beteten seine Lippen, so flehte sein Herz; doch seine Gedanken schweiften jetzt weit fort aus dieser schwarz behangenen Kirche mit dem hohen Katafalk, den knieenden Kaisern und Königen, dem erhabenen Pomp der königlichen Todtenfeier. Hinaus schweiften sie in weite Ferne, hin zu dem Lande seiner Sehnsucht, seiner Liebe, hin nach Griechenland, nach seinem Vaterlande, das in blutigen Ketten dalag unter dem Fuße der Türken, das ächzend und zuckend sich wand unter der Zuchtruthe seiner Peiniger. Und bei

der Erinnerung dieser Leiden, dieser Schmach seines Vaterlandes füllten sich die Augen des jungen Mannes mit Thränen und sein Herz mit tiefem Weh.

„O mein Gott, gieb mir die Kraft und die Macht, mein Vaterland zu befreien, gieb, daß meine Pläne gelingen, gieb, daß wir siegen über unsere Unterdrücker, gieb, daß es mir gelingt, unserer heiligen Sache Freunde und Helfer zu erwerben unter den Großen dieser Erde!"

Das waren die Gebete seines Herzens, das flüsterten seine zitternden Lippen, das strahlte aus seinem edlen Angesicht! Begeisterung leuchtete aus seinen Zügen und Schmerz zugleich, und er wußte es nicht, daß man die Gedanken seiner Seele auf seinem Angesicht lesen könnte, überließ sich ganz seinem Empfinden, träumte von der fernen Heimath, dem unglücklichen Griechenland, hörte nichts mehr von den Worten des Priesters, denn das große und heilige Gebet für das geknechtete Vaterland tönte immer noch vor seinen Ohren, in seinem Herzen wieder!

Aber drüben von dem hohen Chor, auf welchem die Kaiserin von Rußland thronte mit ihrem glänzenden Gefolge von Fürstinnen und Gräfinnen, drüben gewahrte gar manches schöne Auge

das bleiche edle Angesicht des russischen Generals, und gar manches junge Herz klopfte höher auf bei seinem Anblick.

Selbst die Großfürstin Katharina von Rußland gewahrte ihn, neigte sich zur Kaiserin Elisabeth und flüsterte: „Sieh' nur den General Alexander Ypsilanti dort! Er weint!"

„Er weint um eine edle Sache," flüsterte die Kaiserin zurück. „Er weint um sein Vaterland!"

Hinter der Kaiserin auch schauten zwei große glühende Augen hinüber nach dem andern Chor und hefteten sich mit einem Ausdruck tiefer Zärtlichkeit auf das bewegte Angesicht des jungen Griechen. Die Fürstin Helene Souwaroff war's, die zu ihm hinüberschaute, ihn grüßte mit ihrem Herzen, ihren Blicken, die Er indessen nicht gewahrte.

„Wie schön er ist," flüsterte ihr Herz, „wie edel sein Angesicht, wie erhaben der Schmerz, der aus seinen Zügen spricht. O, Alexander Ypsilanti, Du weißt es nicht, wie glühend ich Dich liebe. Meine Lippen haben es Dir niemals gestanden, und doch solltest Du es wissen, solltest es in meinen Augen gelesen haben. Aber Du verstehst Dich nicht auf Frauenblicke, Du böser,

Du geliebter Mann! Du denkst nicht an uns, siehst nicht, daß wir Dich sehen, siehst immer nur Dein Vaterland. Ihm gehört Deine Liebe, Deine Sehnsucht, ihm allein!"

Doch jetzt zuckte sie zusammen, und ein glühendes Roth flog über ihre Wangen hin, denn Er — Er schaute zu ihr herüber, ihre Blicke begegneten sich, und Alexander Ypsilanti grüßte sie mit einem leisen Neigen seines Hauptes, mit einem trüben Lächeln.

Aber galt er auch wirklich ihr, dieser Gruß? Nicht einer Andern? Ach, sie wußte es wohl, er war der Liebling aller Damen. Die Herzen flogen ihm entgegen, wohin er seine Blicke heftete.

Galt sein Gruß auch wirklich ihr, nicht einer Andern? Sie wandte das Haupt nach beiden Seiten hin, sie schaute hinter sich. Ja, da ganz in ihrer Nähe, da saß sie, die schöne Griechin, Frau von Aschkow, und o, Helene sah es an ihrem strahlenden Antlitz, an dem triumphirenden Blick, welchen sie ihr zuwarf, sie war es, welche Alexander Ypsilanti gegrüßt hatte, ihr, der Griechin, galt seine Aufmerksamkeit, sein Lächeln.

Sie seufzte leise und neigte ihr Haupt tiefer

auf ihre Brust, als ob sie betete, und Niemand sah die Thränen, welche in ihren Augen standen.

Der Sermon war zu Ende, und jetzt rauschte und brauste von dem hohen Chor hernieder das Requiem, welches Neukomm zu diesem Tage componirt hatte. Dreihundert Stimmen durchschallten im vollen mächtigen Chor den weiten Raum des Domes, und wie das requiescat in pace intonirte, wie nun die Orgel mit ihren gewaltigen Klangmassen diesem dreihundertstimmigen Chor das Gebet des Friedens und der Ruhe begleitete, da überkam eine tiefe Rührung alle die Anwesenden. Es schien, als ob diese Musik die in Eitelkeit und Erdenlust befangenen Seelen mit ihren feierlichen Klängen erweckte aus ihren Träumen und Betäubungen, als ob sie in Reue und Zerknirschung erwachten, und sich bewußt würden ihrer Eitelkeit, denn auf einmal, wie auf Verabredung, sanken alle die Könige und Fürsten, alle die stolzen Damen und Cavaliere auf ihre Kniee nieder, und als jetzt der Gesang verstummte, hörte man nichts als unterdrücktes Schluchzen, als das vielstimmige Gemurmel der Betenden. Aber dann ward dieses feierliche Gemurmel übertönt von dem Donner der Kanonen, von dem Läuten der Glocken, welches der Stadt

Wien das Zeichen gab, daß die feierliche Todtenmesse beendet sei, und daß die neugierigen Volksmassen, welche die Straßen vom Stephansdome bis zur Kaiserburg belagerten, jetzt wieder des Anblicks der heimfahrenden Fürstlichkeiten sich erfreuen sollten.

Die Messe war zu Ende, und nachdem die Kaiserin von Rußland mit ihren Schwägerinnen, die Kaiser und Könige den Dom verlassen hatten, drängte die ganze erlauchte glänzende Versammlung sich den Ausgangsthüren zu. In eben so dichten Massen, wie draußen das Volk sich zusammengeschoben hatte, war auch innerhalb des Domes jetzt das Gedränge nach den Kirchenthüren, und unbekümmert um das Ceremoniell und die Etiquette drängten sich hier die Damen und Cavaliere durch einander.

General Alexander Ypsilanti befand sich jetzt mitten in dem dichtesten Gedränge, und außer Stande, durch dasselbe sich Bahn zu machen, überließ er sich ruhig dem langsam sich fortbewegenden Strome, der nach dem großen Hauptportal hinunterwogte. Zuweilen indessen entstand dicht neben ihm ein rascheres Schieben, zuweilen geschah es, daß irgend eine dieser schwarzen, ganz in ihre Schleier eingehüllten Frauen-

gestalten wie unwillkürlich dicht an ihn heran sich schmiegte, seinen rechten Arm berührte, seine Hand drückte, als wolle sie sich an derselben festhalten vor dem Umsinken, bis sie dann nach einem Moment der Erholung doch die Kraft fand, weiter sich vorwärts zu schieben. Aber jedesmal, wenn das geschehen, hob Ypsilanti nachher seine rechte Hand empor und schob rasch einen kleinen weißen Gegenstand in seine Brusttasche.

Aber nicht blos Frauen, sondern auch Männer schienen zuweilen an dem Arme, an der Gestalt des Generals einen Halt zu suchen. Sie berührten ihn, sie neigten sich zu ihm, sie schauten zu ihm auf und flüsterten einige Worte, aber Worte, die sicher waren, von Wenigen verstanden zu werden, denn sie waren in griechischer Sprache geflüstert.

„Gegrüßet seist Du, König der Zukunft!" lauteten diese Worte.

Und jedesmal erwiderte Ypsilanti darauf: „Gegrüßet seid Ihr, Söhne des Vaterlandes."

„Wann schlägt die Stunde des Kampfes und der Erlösung?" fragten sie.

Und er antwortete: „Haltet Euch bereit und wartet. Die Stunde wird kommen! Ich werde Euch rufen! Wartet also!"

Dann schlüpften die Männer weiter, um hier und da es anderen Freunden zuzuflüstern, was Alexander Ypsilanti gesagt, und wie der König der Zukunft sie gegrüßt habe, und dann strahlten alle Gesichter auf, und ein glückliches Lächeln erhellte die düsteren Züge dieser Männer.

Endlich hatte Ypsilanti, getragen von der Menge, das Portal erreicht und ward nun hinausgeschoben in's Freie. Eine dichte Wagenburg war vor dem Portal aufgefahren, und eine Schaar goldbetreßter Lakaien rief mit lauten Trompetenstimmen die Namen ihrer Herrschaften die Reihe der Kutschen hinunter. Aber die Wagen hatten sich so in einander geschoben, daß ein Vorfahren außerhalb der Reihe nicht möglich war, daß man entweder warten mußte, bis der Wagen in der Reihe vorfuhr, oder sich entschließen mußte, dem Lakaien zu folgen und zu der Equipage hinzugehen.

„Ich werde zu Fuß gehen, das wird das Beste sein," sagte Alexander Ypsilanti zu sich selber, und war eben im Begriff, sich durch das Gewoge der Lakaien hindurch zu schieben, als eine Hand sich auf seinen Arm legte und eine Frauenstimme leise seinen Namen nannte.

Er wandte sich hastig zur Seite. Eine Dame

in schwarzen Trauerkleidern, ihr Haupt ganz eingehüllt in den doppelten schwarzen Kreppschleier, stand neben ihm.

„Alexander Ypsilanti, Du König der Zukunft," sagte sie, „willst Du die Tochter Deines Vaterlandes beschützen?"

Er erbleichte und schaute erschrocken auf die Verschleierte hin, welche so genau die Worte kannte, welche ihm vorher die Männer zugeflüstert.

„Was bedeuten diese Worte, Madame?" fragte er lächelnd. „Sie irren sicherlich in der Person. Ich bin leider kein Kronprinz, sondern nur ein armer General, der nicht einmal zwei Arme hat, um eine Dame zu beschützen."

„Dein rechter Arm ist besserer Schutz als aller anderen Männer Arme," sagte sie innig. „Dein linker Arm, der auf dem Schlachtfelde von Bautzen ruht, beweist ja eben, daß Du ein Held bist, ein ruhmgekrönter Held. Darum vertraue ich Dir, darum bitte ich den Helden um seinen Schutz. Ich kann in dem Gedränge meinen Wagen, meine Lakaien nicht finden. Beschütze mich, Held Ypsilanti, führe mich von hier fort, denn ich ängstige mich in diesem wilden Treiben."

„Geben Sie mir den Arm, Madonna," sagte

Ypsilanti lächelnd. „Ich sehe da soeben meinen Wagen, und mein Lakai, der auf dem Tritt steht, hat mich schon gesehen. Wollen Sie mir die Ehre erzeigen, in meinem Wagen zu fahren?“

„Unter einer Bedingung, General. Sie fahren mit mir, und wir plaudern, aber Sie begehren nicht, daß ich den Schleier lüfte.“

„Wenn eine Dame ein Geheimniß bewahren will, so ist es Ritterpflicht, sie nicht daran zu hindern, wie viel man auch dadurch entbehren mag. He, Ivanawitsch, hieher!“

Der Kutscher, welcher den Ruf seines Herrn vernommen hatte, machte sich mühsam Bahn durch die Wagenburg und kam einige Schritt vorwärts gefahren.

Der Lakai, der auf dem Brett hinter der Kutsche gestanden, sprang herunter, um den Schlag zu öffnen, und Alexander Ypsilanti reichte der Dame seine Hand, war ihr beim Einsteigen behülflich, und sprang dann selber rasch hinein in den Wagen.

„Wohin, Madame, befehlen Sie, daß wir fahren?“

„Am liebsten zur Krönung nach Athen, hinauf zur Akropolis,“ sagte sie. „Aber da wir leider noch hier in Wien verweilen müssen, so

fahrt mich nach dem Hôtel zum goldenen Lamm in der Leopoldstadt.“

Der General lehnte sich aus dem Schlag, um dem Lakaien seine Ordre zu geben, aber mitten in dem angefangenen Wort verstummte er und neigte tief sein Haupt zu ehrfurchtsvollem Gruß. Die Fürstin Helene Souwaroff, gefolgt von zwei Lakaien, stand da, wenige Schritte nur entfernt von seinem Wagen, und schaute zu ihm hin, und grüßte ihn mit einem ernsten traurigen Blick.

Ein wunderbares Gemisch von Schreck und Scham zugleich machte Alexander's Herz erbeben. Er hatte ein Gefühl, als müsse er aus dem Wagen springen, als müsse er vor ihr niederknieen und ihr sagen: vergieb mir, Helene, blicke mich nicht so traurig an. Ich bin unschuldig, ich bin kein Verräther, ich kenne die Dame nicht, welche neben mir sitzt!

Aber ehe er's noch gedacht, war Helene Souwaroff vorübergegangen zu ihrer Equipage hin, und Ypsilanti, hochathmend, gab mit leiser, trauriger Stimme dem Lakaien seine Befehle.

Der Wagen bewegte sich langsam vorwärts durch das Gewühl, und alle die Menschen, welche wie eine Mauer zu beiden Seiten sich aufgestellt hatten, bohrten ihre neugierigen Augen hinein

in das Innere des Wagens, und hier und da riefen sie: Da ist der Griechenfürst General Alexander Ypsilanti. Hurrah! Es lebe der tapfere Grieche!

„Sie sehen," sagte die Verschleierte, „Sie sehen, mein König, das Volk huldigt Ihnen schon jetzt, denn Lorbeeren sind mehr werth als Königskronen!"

„Doch nicht so viel als Myrtenkronen, Madonna," rief Alexander Ypsilanti lächelnd, indem er mit Gewalt sich emporraffte aus seinem Sinnen und sich der Verschleierten zuwandte. „Sprechen Sie nicht von Lorbeeren zu Dem, Madonna, welcher kaum ein kleines Blatt davon erhaschen konnte, und dieses eingesargt hat bei seiner todten Hand."

„Die gestorben ist für eine fremde Sache," rief sie glühend, „gestorben für die Sache Derer, welche Deine Feinde sind. O Alexander Ypsilanti, Diejenigen, für welche Du gekämpft, verdienen sie es denn, daß Du Dein edles Blut für sie vergossen hast? Wie lohnen sie es Dir? Was für Dank bringen sie dem Helden dar, welcher für sie gekämpft und geblutet hat? Sie haben Dir ihre Orden gegeben, sie haben Dich zum General ernannt. Was ist der armselige Titel für

den Prinzen, für den Enkel der Komnenen! Du bist der Erbe, der rechtmäßige Erbe des schönsten Landes der Welt, der Erbe Griechenlands. Frage doch diese Könige, denen Du gedient, diese stolzen Fürsten, welche hier schachern und feilschen um Länder und Seelen, frage sie doch, ob sie Dir nun vergelten, ob sie Dir auch helfen wollen, Dein Land wieder zu erringen? Was werden sie Dir antworten? Werden sie Dir Armeen, werden sie Dir Schiffe zur Verfügung stellen, oder werden sie auch nur mit Worten sich für das unglückselige Vaterland verwenden und seinen grausamen Tyrannen und Peinigern gebieten, nur mindestens menschlich zu sein gegen die Unterdrückten?"

„Ich weiß es nicht, Madonna, ich habe sie noch nicht darum gefragt," erwiderte Alexander Ypsilanti leichthin. „Vorläufig haben die Monarchen zu viel zu thun mit ihren eigenen Angelegenheiten, als daß ich hoffen könnte, sie würden sich um andere Dinge bekümmern. Auch bin ich nicht deshalb hier, um zu petitioniren und für mein armes Vaterland zu flehen. Ich befinde mich im Gefolge des Kaisers Alexander, und ich bin einfach hier, weil mein Herr und Gebieter mich hieher commandirt hat."

„O Alexander Ypsilanti," rief sie traurig, indem sie ihre Hände faltete und sie flehend zu ihm emporhob, „Du mißtrauest mir, Du hältst mich für Eins jener verachtungswürdigen Geschöpfe, welche Deine Geheimnisse erspähen, Deine Gedanken erlauschen sollen, um sie Deinen Feinden zu hinterbringen. Du glaubst, ich sei eine Spionin! Ach, Alexander Ypsilanti, wie wehe thust Du mir. Aber ich vergebe Dir, Du kennst mich nicht, Du kannst nicht wissen, was es ist, das meine Seele bewegt, und mich Dich aufsuchen, Dir folgen ließ. Alexander, ich wollte einmal Dich ohne Zeugen sprechen, ich wollte Dir sagen —"

Der Wagen fuhr eben mit lautem Geräusch in die Vorhalle des Hôtels zum goldenen Lamm ein, die Diener sprangen herbei, den Schlag zu öffnen; Ypsilanti verließ den Wagen und reichte der Dame seinen Arm, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein.

„Darf ich die Ehre haben, Sie in Ihre Gemächer zu geleiten, Madonna?" fragte er leise.

Sie schüttelte sanft ihr Haupt. „Unmöglich, General," flüsterte sie. „Aber ich muß Sie sprechen. Ich werde Ihnen Botschaft senden. Werden Sie kommen, wenn ich rufe?"

„Ich werde kommen!“

„Ihr Ehrenwort darauf?“

„Mein Ehrenwort.“

„So leben Sie wohl, General. Noch eine Bitte. Sie steigen sogleich wieder ein und fahren fort, nach Ihrer Wohnung, wohin Sie wollen, nur fort!“

„Ihr Wille ist Befehl,“ sagte Ypsilanti lächelnd. „Ich hätte überdies jetzt um Urlaub bitten müssen, denn ich sehe soeben an der großen Uhr, daß die Stunde gekommen ist, in welcher mich Fürst Metternich zu einer Besprechung erwartet.“

„Also ein Rendezvous, General? Aber zum Glück mit keiner Dame. Steigen Sie ein, General! Ich will Sie abfahren sehen!“

Ypsilanti gehorchte ihrem Befehl, bestieg seinen Wagen und befahl dem Kutscher nach dem Hôtel des österreichischen Staatskanzlers zu fahren.

Der Wagen war kaum aus der Vorhalle hinaus gerollt, als aus dem inneren Hofe eine andere Equipage von elegantem Aussehen, aber ohne Wappen auf dem Schlag, in die Halle fuhr und vor der Dame anhielt. Ein Diener ohne Livrée sprang vom hinteren Fußbrett herab, öffnete den Schlag, und die Dame stieg ein. „Nach Hause!“

sagte sie leise, und der Diener wiederholte es laut dem Kutscher.

Die Equipage fuhr im raschen Trabe von dannen und hielt endlich in der Grabenstraße vor einem eleganten Hôtel an. Die Verschleierte stieg aus, trat in das Hôtel ein, und ging, gefolgt von ihrem Diener, die breite, mit Teppichen belegte Treppe hinauf. Die Lakaien, welche oben auf dem Corridor standen, eilten ihr voran und rissen die Thüren der glänzenden Gemächer auf, durch welche die Verschleierte eiligen Fußes dahinwandelte, bis sie in das reizende, prachtvolle Boudoir eintrat, das am Ende dieser langen Zimmerreihe sich befand. Die Lakaien schlossen die Thüren hinter ihr, und sie war nun allein.

Mit einer heftigen Bewegung riß sie den Schleier von ihrem Haupte und warf ihn zur Erde nieder. „Ich habe ihn endlich gesprochen," rief sie mit leidenschaftlichem Ungestüm. „O Gott, sei barmherzig, gieb, daß er mich liebt, daß er mich erlöst, daß er mich befreit aus der Schmach und Erniedrigung. Ich liebe ihn! Ihr ewigen Götter meines Vaterlands, steht mir bei, helft mir, daß ich sein Herz gewinnen kann, daß — doch still! Um Gottes willen still! Wenn er mich hört, dann bin ich verloren, dann —"

Es klopfte leise an die Wand, dreimal, in gleichmäßigen Zwischenräumen. „Er will kommen,“ murmelte sie, „er wird sogleich hier sein!“

Sie sprang nach der Thür, durch welche sie in das Boudoir eingetreten war, verriegelte dieselbe, hob dann den Schleier, welchen sie vorher so stürmisch zu Boden geworfen, wieder auf, warf ihn hastig über ihr Haupt und trat zum Spiegel, um ihn geschmackvoll um ihr schönes edles Angesicht zu drapiren. In diesem Moment öffnete sich in dem Hintergrunde des Boudoirs eine kleine Tapetenthür, und eine hohe stolze Männergestalt im einfachen schwarzen Gewande, die Brust mit funkelnden Ordenskreuzen bedeckt, trat ein.

Die Dame eilte ihm entgegen, streckte ihm ihre beiden Hände dar und grüßte ihn mit einem köstlichen Lächeln.

Er küßte ihre Hände und zog sie dann in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Stirn, die nach dem Modell der Venus von Milo geformt schien, so breit und niedrig, so weich und gedankenvoll war sie.

„Welch ein Glück, Caramina, daß ich so unbemerkt zu Dir kommen kann, ohne erst den langweiligen Weg über die Straße und durch die Vorzimmer machen zu dürfen,“ sagte er zärt-

lich. „Ich habe die Geschicklichkeit meines Iwan Iwanowitsch gesegnet, der in einer einzigen Nacht mir hier diese Pforte des Paradieses aufgethan hat.“

„Und er ist verschwiegen, Dein Iwan Iwanowitsch?“

„Er ist mein Leibeigner,“ sagte er achselzuckend. „Er weiß, daß ich ihn strafen würde, und er fürchtet die Knute, deshalb ist er verschwiegen. Aber nun, meine holdselige theure Caramina, nun berichte mir. Ist es Dir gelungen ihn zu sprechen, Dich ihm anzunähern?“

„Es ist mir gelungen, mein vielgeliebter Freund. Ich habe ihn gesprochen, ganz in der Weise, wie wir verabredet hatten.“

„Und er ist natürlich ganz begeistert und entflammt? Er liebt Dich schon, nicht wahr? O leugne nicht! Ich saß ganz in seiner Nähe während der Messe, und ich habe wohl die glühenden Blicke gesehen, welche er zu Dir emporwarf.“

„Du irrst, mein Freund,“ sagte sie leise, „seine Blicke galten nicht mir, sondern der Fürstin Helene Souwaroff, die vor mir saß. Sie liebt ihn.“

„Er aber, er liebt Dich,“ rief er. „Ich habe

ihn beobachtet, ich habe es in seinen Blicken gelesen, er liebt Dich, und darauf gerade baue ich meinen Plan. Du, theure Caramina, sollst den Schwärmer leiten und führen, und durch Dich will ich Gewalt haben über ihn. Er ist ein empfindsamer Patriot, hat die thörichte und sentimentale Begeisterung für das Vaterland, welche gut zu gebrauchen ist zum Sturmrennen und Brescheschießen. Er soll die Festung berennen, soll Feuer anlegen, und — ich sag's Dir, und Dir allein im Vertrauen — er soll die Kastanien aus der Asche holen, damit ich sie verspeise."

„Und Er? Was soll mit ihm werden? Mit Alexander Ypsilanti?"

„Was Gott gefällt," erwiderte er achselzuckend. „Er wird in seiner Begeisterung schon genug Dummheiten begehen, welche Strafe verdienen. Man wird ihn beseitigen. Oder meintest Du etwa, ich sollte dem schönen Narren die Stelle einräumen, welche mir gebührt? Meintest Du, der Graf Kapodistria sollte bescheidentlich bei Seite treten, um dem jungen General Alexander Ypsilanti den Vorrang zu lassen und ihn mit der Krone und dem Purpur zu bekleiden? Meine Schöne, wir arbeiten Beide nach demselben Ziel hin, wir wollen Beide dasselbe erreichen, nur

mit verschiedenen Mitteln. Alexander Ypsilanti will es mit himmelstürmender Schwärmerei, mit begeisterten Worten und Phrasen erreichen, mit seiner Abkunft von den Komnenen, den alten griechischen Kaisern, von der er behauptet, daß sie ihm ein Recht giebt auf den Besitz von Griechenland. Ich, der Graf Kapodistria, ich will mein Ziel erreichen mit Klugheit und Zurückhaltung, mit vorsichtigem Vorwärtstasten, und mit der Benutzung dessen, der eben in seinem Unverstand vorwärts rast und in seiner Hitze über das Ziel hinausschießt. Ich sage Dir, Kind, er ist dazu da, die Frucht zu zeitigen, damit ich sie genießen kann; er ist dazu da, mit allen seinen thörichten Genossen den Graben auszufüllen, damit ich darüber hinwegschreiten kann nach dem schönen gelobten Lande, welches mein Vaterland ist so gut wie seines, nach Griechenland. Er wird zu Grunde gehen, aber er wird die Brücke sein, über welche ich hinaufschreite nach der Akropolis. Und Du, Caramina, Du sollst meine Bundesgenossin sein, sollst mir helfen und beistehen, den schwärmerischen Patrioten vorwärts zu treiben, sollst mit Deinem zauberhaften Angesichte sein Herz berücken, damit er Dir vertraut, in Liebe Dir sein Herz öffnet

und Dir sein Geheimniß verräth. Und was Du erfahren, das sollst Du dann mir berichten, sollst auf ihn wirken nach meinem Willen. So allein nur kann ich seiner Herr werden und ihn für mich arbeiten lassen. Du, meine holde Caramina, sollst die Armida sein, welche den Rinald in ihre Zaubergärten lockt, um ihn zu verderben."

„Wie aber, wenn Armida nun, statt ihn zu verderben, selber sich das Verderben bereitet?" fragte Caramina, ihre großen schwarzen Gazellenaugen mit einem forschenden und traurigen Ausdruck auf das ernste strenge Antlitz des Grafen Kapodistria heftend. „Wie nun, wenn der Rinald die Armida besiegt? Rinald ist sehr schön, sehr verführerisch, und Armida —"

„Armida ist freilich, obwohl Zauberin, doch immer nur ein Weib und treulos wie es alle Weiber sind. Das wolltest Du doch sagen? Aber ich fürchte nicht die Treulosigkeit meiner holden Armida. Nicht etwa, Caramina, als ob ich meinte, Du würdest mir treu sein aus glühender Liebe zu mir, aber, meine Schöne, Du wirst mir treu sein aus Eigennutz, aus Selbsterhaltungstrieb und endlich aus Ehrgeiz. Ypsilanti wird niemals von seinem idealen Standpunkte

so weit herniedersteigen, um Dich zu seiner Gemahlin zu erheben. Er kennt, wie Alle hier, Deinen unglücklichen Liebesroman, und er ist viel zu excentrisch, um sich damit zu begnügen, der Nachfolger eines Glücklichen zu sein. Alexander Ypsilanti ist außerdem unrettbarem Verderben geweiht, und wer zu festem Bunde ihm die Hand reicht, muß mit ihm hinunterstürzen in den Abgrund. Du aber, Caramina, willst noch nicht hinunter! Im Gegentheil, Du bist erst gerade im Begriff, wieder mühsam empor zu klimmen aus dem Abgrund, in welchen Dich die unglückselige Liebesaffaire mit dem Prinzen von Coburg hinabgestürzt und Dich zum Gerede des ganzen Congresses gemacht hat. Ich habe Dir als Dein Landsmann und Dein Freund die Hand geboten und Dir gesagt: Ich will Dir helfen, aus dem Abgrunde Dich zu erheben, ich will Dir meinen Namen, meinen Rang, meine Titel geben und Dich zu meiner Gemahlin machen. Willst Du dafür auch mir helfen und beistehen in meinen Plänen? Willst Du mir helfen zu bauen an der alten verfallenen Akropolis, damit sie aus den Trümmern neu erstehe? Du hast Ja gesagt; ich vertraue Deinem Wort und Deiner Klugheit, und fürchte deshalb auch nicht die

schöne Larve des schwärmerischen Alexander Ypsilanti. Nun sage, der Liebesroman ist angeknüpft?"

„Ist angeknüpft!"

„Und wann wird er seinen Fortgang haben?"

„Morgen Abend werde ich ihm hier ein Rendezvous bewilligen."

„Sehr gut, Caramina! Laß Dich umarmen, Du schöne Armida, holdselige Gräfin Kapodistria der Zukunft!"

2.

General Alexander Ypsilanti, oder vielmehr Prinz Alexander Ypsilanti, wie ihn seine Freunde und Verehrer nannten, war indessen nach dem Hôtel des Fürsten Metternich gefahren, und war in das Vorzimmer eingetreten, den Kammerdiener bedeutend, daß er ihn dem Fürsten melden möchte.

„Eure Excellenz sind aufgezeichnet und werden daher Ihre Audienz haben,“ erwiderte der Kammerdiener leise, indem er sich tief vor ihm verneigte.

„Aber, mein lieber Freund,“ sagte Ypsilanti ebenso, „wenn alle die Herrschaften, die ich hier versammelt sehe, noch vor mir ihre Audienzen haben, dann fürchte ich, daß ich noch viele Stunden warten muß.“

Der Kammerdiener wandte sich mit einem halb mitleidigen, halb verächtlichen Blick nach den Herren um, welche sich in dem Vorsaale befanden und leise mit einander flüsternd in einzelnen Gruppen umherstanden. Es waren sehr vornehme, sehr angesehene, mit funkelnden Ordenskreuzen geschmückte Herren, welche hier versammelt waren: Reichsgrafen und regierende Fürsten, Staatsminister und Gesandte; aber der Kammerdiener des Fürsten Metternich schien dennoch wenig Respect vor dieser vornehmen Gesellschaft zu empfinden.

„Sie werden Alle abgewiesen," sagte er achselzückend. „Es sind lauter Petenten, lauter Menschen, die etwas wollen, vornehme Herren mit großen Bittschriften und kleinen Börsen. Sie werden Alle abgewiesen. Seine Durchlaucht hat befohlen, nur die Gesandten des Königs von Sachsen einzulassen, und nach diesen alsdann Eure Excellenz."

„Aber warum sagen Sie denn das nicht diesen Herren? Warum lassen Sie dieselben unnöthigerweise warten?"

Der Kammerdiener zuckte die Achseln. „Ich habe keinen speciellen Befehl dazu. Das Vorzimmer steht Jedem offen, und sie sind Alle unangemeldet gekommen und kommen alle Tage

wieder. Wenn die Gesandten hinaus sind, werde ich die Anmeldungen machen, und dann werden wir ja sehen."

In diesem Moment öffnete sich die Thür des fürstlichen Cabinets, und zwei Herren in Civil, die Brust mit Ordenskreuzen behangen, kamen aus derselben hervor und gingen leise, mit traurigen Mienen, mit gesenkten Häuptern durch den Saal nach der Ausgangsthür hin.

„Nun," seufzte Ypsilanti in sich hinein, indem er den beiden demüthigen, gebeugten Gestalten nachblickte, „gebe der Himmel, daß ich nicht so wie diese wieder zurücktrete aus der verhängnißvollen Thür. Sie sind hieher gekommen, um ihrer Sorgen sich zu entledigen, und schwerer beladen gehen sie wieder fort."

„Seine Durchlaucht der Fürst Metternich lassen die gnädigen Herrschaften um Entschuldigung bitten," sagte der Kammerdiener, welcher eben wieder aus dem Cabinet hervortrat. „Seine Durchlaucht können heute Niemand mehr annehmen wegen dringender Staatsgeschäfte."

„Aber, mein Freund," rief einer der Herren mit stolzem, unwilligem Tone, „habt Ihr Seiner Durchlaucht nicht gesagt, daß der Duca Colonna und der Duca Doria, die beiden Gesandten von

Genua, heute schon zum vierten Mal hier sind, um eine Audienz zu erhalten; daß sie eigens von Genua hieher gekommen sind, um den Herrn Minister zu sprechen?"

„Seine Durchlaucht wissen es, bedauern aber, für heute keine Audienzen ertheilen zu können."

„So sagen Sie Seiner Durchlaucht, wir werden morgen wiederkommen und hoffen dann mit Bestimmtheit auf die Erfüllung unserer Bitte. Kommen Sie, Herzog Doria, lassen Sie uns gehen!"

„Seine Durchlaucht erwarten Eure Excellenz," flüsterte der Kammerdiener, indem er nach der verhängnißvollen Thür hindeutete und Alexander Ypsilanti vorauseilte, um ihm diese Thür zu öffnen und seinen Namen hineinzurufen in das Cabinet.

Fürst Metternich begrüßte den eintretenden General mit einem freundlichen Lächeln, das sein feines und schönes Gesicht wie Sonnenglanz überstrahlte, und um dessentwillen ihm die Damen den Namen des „Unwiderstehlichen" gegeben hatten.

„General Alexander Ypsilanti," sagte er mit seiner weichen melodischen Stimme, „ich heiße Sie

willkommen. Mein Freund Graf Kapodistria hat es mir zur Pflicht gemacht, Sie kennen zu lernen; das ist eine so angenehme Pflicht, daß ich sie gern erfülle."

„Ich habe dafür dem Grafen Kapodistria sehr dankbar zu sein," erwiderte Ypsilanti, sich verneigend. „Ohne sein Fürwort wäre es mir wohl nimmer gelungen, dem berühmtesten Staatsmanne, dem größten Feldherrn auf dem Schlachtfelde der Diplomatie meine Huldigung darzubringen."

„Ach, Sie schmeicheln, General," rief Fürst Metternich lächelnd. „Ich könnte Ihnen sehr leicht mit einer Schmeichelei antworten, denn Sie tragen Ihr Feldherrnpatent, von Lorbeeren umwunden, auf dem linken Aermel ohne Arm. Aber Sie sind nicht hicher gekommen, um sich von mir wiederholen zu lassen, was Ihnen die schönen Damen täglich mit viel glühenderen und lieblicheren Worten sagen. Und ich vermuthe, Sie sind auch nicht hieher gekommen, um mir Schmeicheleien zu sagen, die —"

„Die Ihnen ganz Europa mit viel glühenderen und lieblicheren Worten sagen kann," fiel ihm Ypsilanti in's Wort.

„Ach, mein Freund," sagte der Fürst lächelnd,

„ganz Europa mag sich noch so viel Mühe geben, seine Worte klingen unseren Ohren doch niemals so lieblich, als es die Liebeszuflüsterungen der Damen unseres Herzens thun. Jetzt werden Sie als galanter Mann mir sagen wollen, daß ich auch deren nicht entbehre. Und so könnten wir in einem Kreise von angenehmen Phrasen uns noch lange drehen. Lassen wir das aber. Ich bin gewohnt, gerade auf das Ziel loszugehen. Und Sie, General, Sie hätten nicht Ihren Arm bei Bautzen verloren, wenn Sie's anders machten. Sie haben sich ein großes Ziel gesteckt. Kapodistria ist Ihr Freund, er hat Sie mir auf das wärmste empfohlen. Er hat mir auch Ihr Ziel genannt."

„So darf ich ganz ehrlich und aufrichtig zu Eurer Durchlaucht sprechen?"

„Ganz ehrlich und aufrichtig," erwiderte Metternich lächelnd. „Aber Sie müssen mir auch erlauben, Ihnen ebenso zu antworten. Ich interessire mich für Sie. Kapodistria ist sonst eine kalte, zurückhaltende Natur, und er sprach von Ihnen mit großer Wärme. Der Kaiser Alexander nennt Sie seinen jungen Leonidas. Die Frauen nennen Sie den griechischen Apoll, und, so wie man mir gesagt, die Griechen nennen Sie ihre letzte Hoffnung!"

„Und wie werden Eure Durchlaucht geruhen mich zu nennen?" fragte Alexander Ypsilanti mit einem sanften Lächeln.

„Ich fürchte, ich werde Sie den Idealisten nennen müssen," erwiderte Fürst Metternich. „Und da muß ich leider hinzufügen, daß die Idealisten, je begeisterter sie für ihre Sache schwärmen, desto bitterer enttäuscht werden. Was ist Ihr Ideal?"

„Die Befreiung meines Vaterlandes!" rief Ypsilanti mit glühendem Ton, „die Befreiung Griechenlands!"

„Wahrlich, ein erhabenes Ideal!" sagte Metternich. „Aber haben Sie auch an die Mittel gedacht, die nothwendig zur Ausführung sind?"

„Die Mittel liegen in den Händen Eurer Durchlaucht. Ein Wort von Ihnen, und Millionen geknechteter Seelen erheben sich aus dem Staube und der Erniedrigung, werfen ihre Sclavenketten ab, um wieder freie Männer zu werden. Sprechen Sie dies Eine Wort, Durchlaucht! Sagen Sie: „Griechenland soll versuchen sich frei zu machen, ich will es nicht hindern und Niemand in Europa soll es thun! Wir wollen Alle in Ehrfurcht mit gefalteten Händen dem heiligen Kampfe zusehen, den ein

freiheitbegeistertes Volk gegen seine Tyrannen, gegen seine Unterdrücker kämpft.“ Sagen Sie dies, Durchlaucht, nur dies! Und das staunende, entzückte Europa soll sehen, wie Tausende und Tausende von Jünglingen mit begeistertem Jauchzen dem Todeskampf entgegenziehen, wie plötzlich eine gepanzerte Armee von Freiheitskämpfern dem Vaterlande aus dem Schutt und Ruin seiner einstigen Größe hervorwachsen. Wollet uns nur nicht hindern, Ihr Großen und Mächtigen der Erde. Wollet uns nur erlauben, uns zu befreien. Dies ist Alles, was wir von Euch begehren, Durchlaucht. Und dies zu erflehen bin ich hier. Durchlaucht! Im Namen meines Vaterlandes, im Namen alles dessen, was groß, schön und erhaben ist, flehe ich zu Ihnen, geben Sie uns das Recht, uns zu befreien. Hindern Sie uns nicht, die Ketten abzuschütteln und unsere Tyrannen in den Staub zu treten. Durchlaucht, Sie sind ein großer Diplomat, ganz Europa nennt Ihren Namen mit Ehrfurcht und Bewunderung. Fügen Sie demselben nun noch den größten Strahlenkranz hinzu. Lehren Sie Europa, lehren Sie die Welt erkennen, daß Sie auch ein großes Herz sind, ein großer Geist, der selbst dem Diplomaten in Ihnen gebietet zu schweigen und

der Begeisterung höhere Rechte einräumt als der Klugheit! An Sie wende ich mich, Durchlaucht. Nein, nicht ich, Griechenland spricht aus meinem Munde, die blutenden, zerschlagenen Söhne meines Vaterlandes, die entehrten Sclaven der Ungläubigen, der ehrlosen Türken, die sprechen zu Ihnen durch meinen Mund. Die Geschicke Europas liegen in Ihren Händen, Durchlaucht. Sie können Reiche stürzen und erheben, denn Sie sind hier auf dem Congreß das Gesetz Europas. Erheben Sie Griechenland, Durchlaucht, indem Sie seinen Söhnen erlauben, ihr Blut und Leben einzusetzen für die heilige Muttererde!"

„Unglücklicher!" rief Metternich, mit erstaunten Blicken in das tiefbewegte, edle Angesicht Ypsilanti's schauend. „Unglücklicher, ich sehe, daß ich die Wahrheit sprach, wenn ich Sie einen Idealisten nannte. Aber indem ich sie anschaue, begreife ich, wie selbst der kalte Kapodistria von Ihnen erwärmt werden kann, wie Kaiser Alexander mit seinem edlen, schwärmerischen Herzen für Sie die lebhaftesten Sympathien fühlen muß. Begreife vor allen Dingen, wie alle Damen für Sie schwärmen und Sie geheim und öffentlich als den griechischen Apollo

preisen. Wahrlich, Sie sind schön in Ihrer Begeisterung. Die heilige Sonne des alten Hellas strahlt von Ihrem Angesicht so leuchtend, daß selbst ich, der gewiegte Diplomat, mich beinahe davon hätte blenden und hinreißen lassen, für möglich zu halten, was doch nur ein Ideal ist! Die Befreiung Griechenlands! Das klingt wahrlich den Ohren aller Derer, die schon auf den Schulbänken für Leonidas geschwärmt, mit Alkibiades sympathisirt, von Sokrates Weisheit gelernt und in Aspasia sich verliebt haben, wie begeisternde Musik! Aber Musik verklingt in der Luft, und nichts bleibt von ihr zurück, wenn sie verhallt ist. So ist es auch mit dieser Begeisterung für Griechenland. Es können keine Thaten, keine Moralitäten daraus entstehen. Sie wissen nicht, was Sie wollen, mein junger Freund. Sie spielen mit einem Feuer, das Sie selbst verzehren wird. Lassen Sie mich zuerst von Ihnen selber sprechen! Sie wollen Griechenland befreien! Glauben Sie, daß es Ihnen dankbar sein würde? Die Griechen sind niemals dankbar gewesen, sie haben stets diejenigen zerschmettert und vernichtet, denen sie Dank schuldig waren. Hat nicht Sokrates der Weise den Giftbecher trinken müssen? Ist nicht Aristides, der tapferste

Feldherr, aus Athen verbannt worden? Ist nicht Phidias, der größte Künstler, fast gesteinigt worden? Haben sich diese Griechen nicht so lange bekämpft, verleumdet, zerfleischt, bis sie sich selber vernichtet haben und eine Beute ihrer Feinde geworden sind? Und das war in der edelsten und schönsten Zeit der Griechen. Aber was haben die Jahrhunderte der Unterdrückung aus Griechenland gemacht? Sie kennen die Griechen nicht, mein Freund. Sie wissen nichts von diesem entarteten Geschlecht der Fanarioten. Ich aber, ich weiß von ihnen, ich habe sie in Constantinopel beobachten und mir Bericht erstatten lassen. Sie sind nicht blos entwürdigt worden, sondern sie haben sich selbst entwürdigt. Ihr Ehrgeiz ist zur Eitelkeit herabgestiegen. Sie kriechen und heucheln vor ihren Unterdrückern, um von ihnen ein wenig nur aus dem Staube hervorgezogen zu werden, um irgend einen Titel, eine Auszeichnung zu erhalten. Sie sind keine Helden mehr, sie sind nur noch Intriganten. Sie sind dermaßen entartet und herabgekommen unter dem Druck und der Erniedrigung, daß sie gleich den Israeliten selbst, glaube ich, gegen ihre Befreier murren würden. Hüten Sie sich also, mein junger, lieber Idealist, die Griechen sind

keine Helden, sie sind Verräther. Wagen Sie nicht für diese Herabgekommenen Ihr Leben, denn es würde vergeblich sein. Sie würden nur selber mit hinabgezogen werden in den Abgrund."

„Und wäre es so, Durchlaucht! Und verlöre ich selbst mein Leben, so müßte ich es dennoch wagen, so würde ich doch sterben für eine edle Sache. Seit meiner frühesten Kindheit ist es mein einziges Gebet gewesen, dereinst meinem niedergedrückten Vaterlande seine Freiheit wiederzugeben und meine Familie zu rächen, die dem politischen Verdacht zum Opfer hat fallen müssen. Dieser Gedanke hat mich nie verlassen. Er ist mir gefolgt in das Feld, an den Hof, zur Armee. Er hat mir unaufhörlich meinen edlen Vater gezeigt, der elenden Schmeichlern zum Opfer gefallen ist, der, von falschen Freunden verrathen, trotz der Dienste, die er dem Divan geleistet, zum Tode verurtheilt ward, und dessen edles Haupt unter dem Henkerbeil gefallen wäre, wenn Gott mir nicht die Gnade erzeigt hätte, daß ich ihn retten und mit ihm nach Rußland flüchten konnte. An dem Sterbebette meiner Mutter habe ich schwören müssen, daß mein ganzes Leben der Rache gegen den Islam geweiht sein soll, der Rache gegen diese feilen

Türken, welche das Haupt ihres Vaters, des Letzten der Komnenen, unter dem Beil des Henkers fallen ließen. Das edle Blut des letzten Griechenkönigs soll nicht umsonst vergossen sein. Die Gefühle, die mich beleben, sie leben auch im Herzen aller der Griechen, die dem Henkerbeil entgangen sind! Glauben Sie, Durchlaucht, daß die Bevölkerung der Moldau und Walachei taub bleiben wird gegen den Ruf der Freiheit, wenn ihnen dieser verkündet wird durch den Sohn ihres Hospodaren, den sie so sehr geliebt haben?" *)

„Ich weiß, daß Ihr Vater in den Provinzen, die er mit so viel Mäßigkeit und Weisheit regiert hat, sich und seiner Familie alle Sympathien erhalten hat. Ich weiß auch, daß die Sympathien aller anderen Völker Eurem großen

---

*) Der Vater Ypsilanti's war Hospodar der Walachei, und durch seine großmüthige und edle Verwaltung gelang es ihm, sich die Liebe und die Ergebenheit seiner Unterthanen zu erwerben. Gerade dies machte ihn der Pforte verdächtig. Er ward angeklagt als Verräther und Verschwörer, nach Constantinopel beschieden und zur Hinrichtung verurtheilt. Seinem Sohne Alexander gelang es, durch Bestechung seiner Kerkermeister ihn zu befreien und mit einigen zwanzig todesmuthigen jungen Leuten auf gefahrvollen Wegen durch das Karpathen- und Tataragebirge nach Rußland zu entführen.

Unternehmen zujauchzen würden. Aber es ist eben das Schicksal der Staatsmänner, daß sie sich nicht dürfen beherrschen lassen von den Sympathien der Völker, sondern, daß sie das Ruder des Staates lenken müssen nach den großen Bedingungen der Vernunft, welche leider nicht immer im Einklang ist mit den Sympathien des Herzens. Oder meinen Sie nicht, daß, wenn ich meinem Herzen folgen dürfte, ich mich beeifern würde, die gefallenen Republiken, die gestürzten Königreiche, die nicht gefallen und gestürzt sind durch ihre Schuld, sondern durch die Schuld ihrer Räuber, wieder herzustellen? Sie sind in meinem Vorzimmer gewesen, und das, was Sie da gesehen haben, hätte für Sie eine bittere und schmerzliche Lehre enthalten müssen, wenn Sie gewußt hätten, wen Sie da sahen. Lassen Sie es mich Ihnen ein wenig erklären! Sie sahen da zuerst die Gesandten von Genua, der unglücklichen Republik, welche von dem Kaiser Napoleon verschlungen und dem französischen Kaiserreich einverleibt worden ist. Die Genuesen begehren nichts als ihr Recht, sie wollen Wiederherstellung ihrer Verfassung, ihrer Republik. Ich werde morgen nach langem Zögern die Gesandten Genuas annehmen und ihnen bestimmten Be-

scheid geben, nachdem ich mich darüber mit den anderen Cabinetten verständigt habe. Was meinen Sie, was ich den Genuesen auf ihre gerechte Forderung zur Antwort geben werde? Ich werde ihnen sagen: Kehren Sie nach Genua zurück und sagen Sie Ihren Landsleuten: es ist unwiderruflich. Die Zeit der Republiken ist vorüber. Genua wird dem Königreich Sardinien einverleibt.*) Sie sahen da ferner einige polnische Herren, die reichen Grafen Potocki an ihrer Spitze. Was wollen sie? Nichts als ihr klares, unleugbares Recht, als die Rehabilitation ihres Königreichs, das ihnen im vorigen Jahrhundert durch die despotische Gewalt der drei Großmächte entrissen worden ist. Was denken Sie, daß ich diesen Gesandten Polens antworten werde? Ich werde sie gar nicht annehmen, sie mögen immerhin so lange antichambriren, bis der Kaiser von Rußland sie zu sich ruft, sich ihnen vorstellt als den König von Polen, und ihnen befiehlt, daß sie sich hochbeglückt fühlen sollen über diese seltsame Wiederherstellung des Königreichs Polen. — Sie haben noch an-

---

*) Metternich's eigene Worte. Siehe: Mémoires d'un homme d'état. Vol. XI.

dere königliche Abgesandte in meinem Vorzimmer gesehen. Die Abgesandten des guten und unglücklichen Königs von Sachsen, der sich natürlich in Person nicht hieher wagt nach Wien, sondern in Preßburg verweilt, und durch seine Gesandten mit uns unterhandelt um die Wiederherstellung seines Königreichs, um die Herausgabe derjenigen Provinzen, welche Preußen große Lust hat zu verschlingen und deshalb auf die Verurtheilung des Königs von Sachsen dringt. Kennen Sie das Verbrechen des Königs von Sachsen? Er ist zu ehrlich gewesen, er hat geglaubt, der gute, kindlich fromme König, Schwüre würden geleistet, um gehalten zu werden, und wenn man sein Wort gegeben, müsse man es halten. Er war der Bundesgenosse Napoleon's so gut, wie es der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen und alle die übrigen deutschen Könige, Herzöge und Fürsten gewesen. Aber die Anderen blieben nur die Bundesgenossen Napoleon's, so lange er im Glück war, sie bewahrten ihm die Treue, so lange er siegte; sie fielen von ihm ab, sobald er in's Unglück kam, sobald er unterlag. Der König von Sachsen hatte aber die Empfindsamkeit, Napoleon selbst im Unglück noch treu bleiben und ihm sein Wort halten zu wollen.

Das ist sein Verbrechen, und um dessentwillen soll er jetzt seine schönsten Provinzen verlieren. Der König von Preußen eifert sehr heftig gegen ihn und verlangt durchaus, daß der König von Sachsen bestraft werde. „Er verdient Strafe," sagte er gestern in der Conferenz sehr aufgeregt zu dem Fürsten Talleyrand, der sich lebhaft zu Gunsten des Königs verwandte. „Er verdient Strafe, denn er ist der einzige Verräther an der Sache Europas." — „Verräther!" wiederholte Talleyrand lächelnd, „Verräther, von welchem Datum, Sire?" *) Sie haben die Gesandten Sachsens aus meinem Cabinet kommen sehen, nicht wahr?"

„Ja, Durchlaucht, und bei ihrem Anblick sagte ich mir selber: sie gehen mit schwerer beladenem Herzen wieder fort, als sie gekommen. Gebe der Gott der Gerechtigkeit, daß ich nicht ihr Schicksal theile."

„Idealist!" sagte Metternich achselzuckend. „Sie rufen den Gott der Gerechtigkeit an, und befinden sich auf dem Wiener Congreß, wo man die Karte von Europa revidirt! Die Gesandten werden dem König von Sachsen die Nachricht

*) Historisch. Siehe: Mémoires du Comte de Lagarde. Vol. I.

bringen, daß er die Hälfte seines Königreichs an Preußen abgeben muß, daß er mit der andern Hälfte immerhin ein König bleiben soll, denn wir wollen nicht den Völkern die gefährliche Lehre geben, daß man auch Königreiche fortrasiren kann, wie man es mit Republiken thut. — Es waren noch andere Abgesandte in meinem Vorzimmer. Zum Beispiel die Abgesandten des Königs Gustav Adolf von Schweden, welcher begehrt, daß wir Bernadotte, den jetzigen König von Schweden, von seinem Throne herunterstoßen und ihn wieder auf denselben setzen. Dann sind da noch die Abgesandten Venedigs; welche verlangen, daß wir seine alten Grenzen wieder herstellen und die Republik Venedig wieder aus der österreichischen Provinz Venedig hervorsteigen lassen. Und alle diese Forderungen scheinen Ihnen gerecht und billig, nicht wahr?"

„Gerecht sicherlich, Durchlaucht," erwiderte Ypsilanti seufzend, „aber ich wage nicht zu sagen, billig. Denn nichts ist theurer als das Wiedergutmachen des Unrechts und die Wiederherstellung des Rechts!"

„Sie sehen das ein," rief Metternich, „und dennoch begehren Sie, daß wir, die wir genug

zu thun haben mit den Lebendigen, welche ihr Recht ungestüm genug verlangen, nun auch noch mit den Todten uns beschäftigen und ein neues Königreich aus dem Grabe sollen aufsteigen lassen! Denn Griechenland ist todt, das werden Sie mir zugestehen müssen?"

„Nein, Durchlaucht!" rief Ypsilanti begeistert, „Griechenland lebt in den Herzen seiner Söhne, es wird aus dem Grabe wieder emporsteigen, es wird die Ketten seines Tyrannen abstreifen und wieder mit neuer Jugendkraft auferstehen, wenn Ihr uns nur nicht hindern wollt, wenn Ihr nur das elende, in Lastern ergraute, in Todeszuckungen sich windende Ottomanische Reich nicht unterstützen, nicht die zusammenstürzende Türkei noch aufrecht halten wollt. Die Türkei hat sich ausgelebt, und ihr erlahmter, altersschwacher Arm wird das Scepter Griechenlands in jüngere, in reinere Hände fassen lassen!

„Das Ottomanische Reich ist noch nicht so alt und schwach, wie Sie denken," sagte Metternich kopfschüttelnd. „Es ist freilich in Lastern ergraut, aber es wird noch lange sein Greisenleben fortführen, und wir haben nicht das Recht, ihm sein Leben abzukürzen und es zu steinigen um seiner Laster willen, denn wo wäre Der,

welcher sich rein fühlte von Schuld und den ersten Stein aufheben dürfte? Zudem wäre es gerade jetzt eine große Ungerechtigkeit, wenn wir uns gegen die Türken erklären und sie aus Europa verjagen wollten. Oesterreich hat keinen einzigen Rechtsvorwand dazu, und Rußland darf gar nicht daran denken, nachdem es erst vor einem Jahre mit der Pforte den Frieden von Bukarest abgeschlossen hat. Durch diesen Frieden mit der Türkei war Rußland allein in den Stand gesetzt, alle seine Kräfte zu vereinigen und mit ihnen sich gegen die Invasion Napoleon's zu wenden. Und jetzt sollte Europa, ohne Rücksicht auf den Frieden und ungeachtet der ungeheuren Vortheile, welche ihm daraus erwachsen sind, die Gesetze seines Gleichgewichts zerreißen und die Principien verleugnen, welche es gerade jetzt hier durch seine Monarchen proclamiren läßt? Es ist unmöglich, es kann nicht sein!"

„Sie wollen mir damit sagen, Durchlaucht, daß Griechenland keine Hoffnung hat? Sie wollen es in den Händen der Barbaren verbluten lassen, ohne ihm auch nur einen Schimmer von Hoffnung zu geben? Sie wollen den Todesschrei des edelsten, des unglücklichsten

Volkes hören, ohne ihm zu Hülfe zu kommen? O mein Fürst, ich flehe zu Ihnen, sprechen Sie das Verdammungsurtheil nicht unwiderruflich aus. Machen Sie es mindestens, wie es mein edler Vater that, da er noch Hospodar und Fürst der Moldau und Walachei war!"

„Was that Ihr Vater, Prinz? Sagen Sie es mir; denn ich gestehe, es würde mir sehr lieb sein, wenn ich mich nach seinem edlen Beispiel richten könnte. Was that er also?"

„Durchlaucht, er unterschrieb niemals ein Todesurtheil, wenn auch sein vereinter Divan und Ministerrath es ausgefertigt hatte und alle Richter einstimmig den Angeklagten verurtheilt hatten. Aber mein Vater wußte, daß irregeleitete Leidenschaften zum blinden Despotismus führen können, und er erließ daher ein Gesetz, daß niemals der Hospodar ein Todesurtheil gleich unterschreiben dürfe. Drei Tage hintereinander sollte an jedem Tage der Gouverneur sich zu dem Hospodar begeben und mit lauter feierlicher Stimme ihn fragen: „Fürst, bestehst Du darauf, Menschenblut zu vergießen? Soll der Verurtheilte sterben?" Und erst wenn er zu dreienmalen mit Ja geantwortet hatte, erst

dann durfte der Verurtheilte hingerichtet werden.“ *)

„Das ist schön, das ist edel!“ rief Fürst Metternich lebhaft.

„Durchlaucht, ich beschwöre Sie, folgen Sie dem Beispiel meines edlen Vaters! Unterschreiben Sie nicht auf einmal unser Todesurtheil! Mag ganz Europa uns verdammt und uns zum Tode verurtheilt haben, unterschreiben Sie dennoch nicht! Lassen Sie das Schicksal, lassen Sie die Weltgeschichte noch zweimal die heilige Frage an Ihr Herz legen: „Fürst, bestehest Du darauf, ein ganzes Volk verbluten zu lassen? Fürst, soll ein ganzes Volk hingerichtet werden?“ Geben Sie nicht heute die letzte Entscheidung, lassen Sie mich nicht ohne Trost, ohne Hoffnung von hier fortgehen! Ich wiederhole es Ihnen, in Ihren Händen liegt das Geschick Griechenlands, denn Sie sind das Gesetz Europas! Ich hebe nun meine Hände zu Ihnen auf, ich flehe zu Ihnen im Namen der zerfleischten Söhne meines Vaterlandes, im Namen der tausend und tausend Mütter, welche auf den Gräbern ihrer unter dem Henkerbeil gefallenen Söhne weinen, im

*) Mémoires du Comte de Lagarde. Vol. II. p. 452.

Namen der tausend und abertausend Männer, welche in den unterirdischen Kerkern in ihren offenen Gräbern schmachten. Im Namen der Millionen Waisen, welche obdachlos, hungernd und halb nackt umherirren und nicht einmal das Grab ihrer Eltern kennen, weil ihre Mütter als Sclavinnen in die türkischen Harems verkauft, ihre Väter am Galgen verdorrt oder in den Bosporus versenkt sind, im Namen dieser Aller flehe ich zu Ihnen: haben Sie Erbarmen. Hindern Sie uns nicht! Es mag sein, daß Sie uns nicht unterstützen können, aber lassen Sie uns gewähren! Gönnen Sie uns wenigstens den letzten, den heiligsten Trost, für unser Vaterland sterben zu dürfen, unser Leben, Gut und Blut —"

Er verstummte plötzlich, eine tiefe Blässe bedeckte seine Wangen, seine ganze Gestalt schwankte, er wollte sich bezwingen, er wollte sprechen, aber es war vergeblich, Thränen, heiße Thränen entstürzten seinen Augen, seine Kniee brachen unter ihm zusammen, er sank zur Erde nieder, und seine Hand mit einer Bewegung zornigen Schmerzes vor sein Angesicht schlagend, weinte und schluchzte er laut.

Fürst Metternich blickte mit einem Ausdruck

tiefen Mitgefühls zu dem Knienden nieder, sein sonst so frisches Antlitz war erbleicht, sein sonst so heiteres Lächeln war von seinen Lippen verschwunden, und es glänzte in seinen großen blauen Augen ein Etwas, das er vor den Herren Diplomaten und vielleicht auch vor sich selber standhaft würde verleugnet haben, wenn es ein menschliches Auge hätte sehen können. Er war aber in diesem Moment so erregt, daß er gar nicht darauf achtete und gar nicht darnach forschte, woher der glühend heiße Tropfen kam, der plötzlich auf seine Hand niederfiel, als er diese seine zarte, weiße Hand auf die Schulter des Knienden legte und sich zu ihm niederbeugte.

„Stehen Sie auf, Prinz Ypsilanti,“ sagte er leise, und seine Stimme zitterte ein wenig. „Stehen Sie auf, General Ypsilanti. O, jetzt erkenne ich, daß Sie ein Held sind, und legte auch nicht Ihr verlorener Arm dafür Zeugniß ab, daß Sie ein Held sind, so würden es mir Ihre Thränen beweisen. Nur ein Tapferer, ein Held kann solche Thränen vergießen und darf sich ihrer nicht schämen, sondern sie sich zu seinem Ruhm anrechnen.“

„Vergebung, Durchlaucht,“ murmelte der Prinz, sich wieder aufrichtend und die Thränen

aus seinen Augen trocknend. „Vergebung, Sie haben mich schwach gesehen!“

„Nein, mein schöner, junger Freund, ich habe Sie stark gesehen,“ sagte Metternich sanft. „Wer so wie Sie um sein Vaterland Thränen vergießt, dem ist es eine leichtere Sache, für dieses Vaterland sein Blut tropfenweise zu vergießen. Glauben Sie mir, ich wäre glücklich, wenn ich Ihrer edlen Begeisterung meine Hülfe, meine Mitwirkung zusagen könnte, und es betrübt mich wahrhaftig, Ihnen keine Hoffnung geben zu können. Sie nannten mich vorher das Gesetz Europas. Sie irrten, mein Prinz. Europa beugt sich nur Einem Gesetz, dem Gesetz der Nothwendigkeit, und diesem Gesetz sind wir Alle unterthan, diesem Gesetz müssen wir Alle uns fügen, und darum kann ich Ihnen keine Hülfe, keinen Beistand zusichern, darum kann ich selbst nicht sagen: ich will Sie gewähren lassen, befreien Sie Griechenland, ich will mich nicht darein mischen. Aber ich will mir doch an der edlen Weise Ihres Vaters ein Beispiel nehmen, ich will das Todesurtheil nicht beim ersten Sehen unterschreiben. Ich will warten, bis Europa oder die übrigen Cabinete der Monarchen mir zweimal die Frage wiederholt haben: muß Griechenland nicht sterben, müssen

wir es nicht verurtheilen? Bis dahin, mein edler junger Freund, will ich Sie nicht hindern; nur warne ich Sie, hüten Sie sich, hier in Wien irgend etwas unternehmen und einrichten zu wollen. Unsere Polizei hat scharfe Augen, und sie haßt nichts mehr als Verschwörungen und geheime Gesellschaften. Ich hoffe, Sie verstehen mich und werden sich gütigst darnach richten. Wenn ich Ihnen aber sonst in irgend einer Weise nützlich sein kann, so versichere ich Sie, daß es mir wahre Freude machen würde."

„Dann beschwöre ich Sie, Durchlaucht, lassen Sie wenigstens unsere Unterredung ein Geheimniß bleiben. Sagen Sie es Niemand, daß Sie mich abgewiesen haben!"

„Ich verspreche Ihnen das. Und ich gehe noch weiter. Ich erlaube mir, Ihnen einen Rath zu geben. Erhalten Sie sich die Freundschaft des Grafen Kapodistria. Der Kaiser Alexander hält sehr viel auf ihn, und wenn Ihr Ideal sich je verwirklichen sollte, so liegt das doch zunächst in Rußlands Händen. Vielleicht könnte es den beredten Worten Kapodistria's gelingen, den Kaiser Alexander für die Befreiung Griechenlands zu enthusiasmiren. Und da fällt mir ein, in Etwas könnte ich Ihnen auch wohl nützen. Kaiser Ale=

rander hat die Güte, mir wohlgeneigt zu sein und auch auf mein Urtheil etwas zu geben. Ich kann nun freilich nach meinen Principien Ihre Sache nicht bei ihm verfechten, aber ich kann es dem Kaiser und kann es aller Welt beweisen, daß ich Sie hochschätze und sehr glücklich bin, mich Ihren Freund zu nennen. Es bietet sich gerade heute die Gelegenheit dar, die gute Freundschaft zu constatiren, die zwischen uns Beiden herrscht, um mich öffentlich mit Ihnen in rechter Vertraulichkeit zu zeigen. Wir haben heute wegen der Todtenfeier keine Feste, keine Bälle, und ich brauche daher nicht zu fürchten, mir den Zorn aller schönen Damen des Congresses zuzuziehen, indem ich auf ihren Liebling, ihren griechischen Apoll für einige Stunden Beschlag lege. Erlauben Sie mir also die Frage, sind Sie für heute eingeschrieben zu dem Diner, welches Sersidny Smith für heute arrangirt hat?"

„Ich bin nicht dazu eingeschrieben, und ich gestehe sogar, daß ich gar nichts von diesem Diner weiß."

„Da sieht man, wie sehr angelegen es sich die schönen Damen sein lassen, Sie zu beschäftigen, da Sie von diesem Diner nichts wissen, welches trotz aller Feste doch wahrlich noch ein neues Fest

ist. Sersidny Smith hat ein Picknick veranstaltet, dessen Erlös dazu bestimmt sein soll, ein Schiff oder, wenn Sie wollen, eine Flotte gegen die Piraten auszurüsten, um die weißen Sclaven aus Afrika zu befreien. Nun wissen wir zwar Alle, daß dies nur ein Vorwand ist und daß Sersidnv ein Schiff ausrüsten will, um damit den entthronten König von Schweden wieder auf seinen Thron zu setzen. Aber das vereinte Europa fürchtet nicht, daß dieses Schiff seine Ruhe stören werde. Und den Monarchen erscheint es eine pikante Abwechselung, einmal im Gasthof zu speisen und höchsteigenhändig für ihr Diner zu bezahlen. Seien Sie mein Gast, Prinz Alexander Ypsilanti. Die Monarchen und Diplomaten sollen sehen, daß zwischen dem österreichischen Minister und dem griechischen Fürsten Ypsilanti ein gutes Einvernehmen herrscht."

„Das heißt," sagte Ypsilanti mit einem traurigen Lächeln, „sie sollen sehen, daß Fürst Metternich es eben so wenig scheut, mir freundlich zu sein, als er es scheut, für die gefangenen weißen Sclaven oder den entthronten König von Schweden zu diniren und sein Couvert zu bezahlen. Indessen, ich nehme die so gütig dargebrachte Einladung an und schätze es mir zur Ehre, in Ihrem

Gefolge an dem philanthropischen Picknick-Diner Theil nehmen zu können. Um welche Zeit befehlen Eure Durchlaucht?"

„In einer Stunde soll das Diner beginnen. Ich erlaube mir, Sie aus Ihrem Hôtel abzuholen, denn Sie müssen vorher noch Toilette machen; da wir philanthropisch diniren, sind alle Unterschiede des Ranges und Standes aufgehoben. Uniformen und Orden sind verbannt. Man erscheint in Civil, im einfachen schwarzen Frack. Machen sie also Toilette, mein Prinz, in einer Stunde komme ich, Sie zu holen."

3.

Die feierliche Stunde hatte geschlagen. Das Picknick=Diner sollte seinen Anfang nehmen. In dem großen palastartigen Gebäude des Augartens waren in dem Thronsaal die prachtvoll ausgestatteten Tafeln gedeckt. Der berühmte Traiteur Yann hatte alle culinarischen Vorbereitungen für dies philanthropische Gala=Diner übernommen. Der Saal war ringsum decorirt mit den Fahnen aller europäischen Nationen. Auf den Balconen zu beiden Enden des Saals war ein Musikchor aufgestellt. Vor dem großen Hauptthor des Palastes hielt ein Corps Berittener, um die Ankunft jedes Monarchen mit lauten Fanfaren zu begrüßen. Alle Monarchen hatten die seltsame Einladung des abenteuerlichen Sersidny Smith angenommen, denn ihnen Allen

war es ein ungewohnter Genuß, als einfache Privatperson in einem Hôtel zu speisen und für ihr Couvert zu zahlen. Drei holländische Ducaten war der Preis jedes Couverts, und wenn man sich darnach auch von den culinarischen Genüssen auch nicht das Geringste versprechen konnte, so durfte man doch auf ein heiteres, ungenirtes Beisammensein rechnen, und das war nach so vielen Hoffesten schon immer etwas werth. Fünfhundert Personen hatten zu dem Diner unterzeichnet. In dem großen Thronsaal war die in Hufeisenform gedeckte Tafel für diese ganze erlauchte Versammlung servirt. Und nun ließen die Trompeter ihre Fanfaren ertönen, denn die Monarchen kamen. Die Monarchen im schwarzen Frack und ohne Orden, ganz anzusehen wie andere Menschenkinder, und harmlos vergnügt, auch wie andere Menschenkinder. Ein Glück war's, daß sie wenigstens in ihren Equipagen daherkamen, daß man sie an ihren Wappen und ihren Livréen erkennen konnte, sonst würden die berittenen Trompeter vor dem Portal nicht einmal durch ihre Fanfaren die Annäherung der Monarchen haben feiern können. Denn, wie gesagt, nichts unterschied sie von den übrigen Menschen. Ein Fiaker, der sich unter-

stand, dicht hinter der Carrosse des Königs von Preußen daherzukommen, ward deshalb auch mit unaussprechlicher Verachtung von den Königsverkündigern angesehen, und sie hatten nicht den kleinsten Schmetterton für den schlanken, hochgewachsenen jungen Mann, der jetzt aus dem Fiaker sprang, dem Kutscher seine Bezahlung darreichte und durch das Portal in den Palast eintreten wollte.

„Mein Herr, Ihre Karte!" schrieen die Thürsteher, mit ihren breiten Bandelieren über der Brust und ihren großen Stäben in der Hand. „Mein Herr, Ihre Karte!"

„Was für eine Karte?" fragte der junge Mann betroffen.

„Ihre Einlaßkarte! Man tritt hier nicht so ohne Weiteres ein, wenn man im Fiaker angekommen ist."

„Meine Einlaßkarte?" wiederholte der junge Mann verlegen. „Ich habe keine. Ich habe mich für das Diner unterzeichnet, das ist Alles."

„Das könnte Jeder sagen, mein Herr, und dann wäre es recht bequem, hier einzutreten," schrie der eine Thürsteher.

„Sie kennen mich also nicht?" fragte der junge Mann verlegen.

„Nein, ich kenne Sie nicht.“

„Und Sie werden mich nicht eintreten lassen?“

„Nein, wahrhaftig, ich werde Sie nicht eintreten lassen!“ sagte der Portier hohnlachend.

In diesem Augenblick fuhr mit lautem Donnern die Equipage des Fürsten Metternich vor. Die Lakaien rissen den Schlag auf und Fürst Metternich, gefolgt von Alexander Ypsilanti, stieg aus dem Wagen.

„Nun geben Sie mir Ihren Arm,“ sagte Fürst Metternich lächelnd. „Lassen Sie uns gleich den Dioskuren in den Saal eintreten.“

Der junge Mann aus dem Fiaker hatte noch nicht passiren dürfen. Die beiden Thürsteher bewachten als Cerberus den Eingang. Aber der junge Mann schien nicht im mindesten davon verstimmt zu sein. Er schaute ganz vergnüglich drein, und ein behagliches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Sie wollen mich also durchaus nicht eintreten lassen, wenn ich Ihnen nicht meinen Namen sage?“ fragte er den Thürsteher.

„Durchaus nicht, mein Herr!“

„Nun wohl denn. Ich heiße Alexander!“

„Aber, mein Herr, das ist kein Name. Alexander kann Jeder heißen!“

Der junge Mann brach in ein helles Gelächter aus. Und da jetzt eben Fürst Metternich am Arme Ypsilanti's herankam, winkte er ihn lächelnd zu sich.

„Ein Glück, daß Sie kommen, Metternich," sagte er, „Sie werden für mich gutsagen müssen. Man will mich hier hinausschmeißen, oder vielmehr, man will mich hier nicht eintreten lassen. Ich habe gebeten, ich habe sogar meinen Namen genannt, allein dieser weise Pförtner des Paradieses behauptet, Alexander könne Jeder heißen. Ich bitte, nehmen Sie mich in Ihren Schutz. Vertreten Sie ein wenig meine Einlaßkarte, die ich vergessen habe."

„Ich bitte um Gnade, Sire!" rief Metternich, sich tief verneigend. „Vergeben Sie dem armen unwissenden Blinden, daß er die Sonne nicht sehen kann!"

„Ich vergebe ihm, und es ist nicht seine Schuld!" sagte Alexander lachend. „Die Sonne hat sich hinter einen schwarzen Frack verkrochen, und da kann das blöde Auge der Sterblichen sie freilich nicht erkennen. Kommen Sie, lassen Sie uns eintreten. Aber wer kam denn da mit Ihnen, lassen Sie mich doch den Freund kennen, mit dem Sie so zärtlich Arm in Arm daher kamen!"

„Sire! dieser Freund gehört zu Ihren treuesten Unterthanen, Ihren tapfersten Generälen. Erkennen Sie ihn nicht? Treten Sie doch näher, mein Freund!"

Ypsilanti, der sich in ehrfurchtsvolle Entfernung zurückgezogen hatte, trat jetzt heran und neigte sich tief vor dem Czaren.

„Das ist ja, wenn mich nicht Alles täuscht, General Ypsilanti!" rief Alexander. „Wahrhaftig, ja, er ist es! Der schwarze Frack ist wie eine Maske für den ganzen Menschen, und man geht vollkommen incognito. Und Sie, Metternich, sind befreundet mit meinem General Ypsilanti? Sie zeigen sich mit ihm Arm in Arm?"

„Sire, ich rühme mich, der Freund des Generals Alexander Ypsilanti zu sein, wie ich der Freund des Grafen Kapodistria bin. Und da ich niemals meine Freunde verleugne, so bat ich den Prinzen Ypsilanti, mich zu diesem Feste zu begleiten."

Der Kaiser ließ seine großen freundlichen Augen nachdenklich von dem lächelnden Gesicht Metternich's auf das ernste, traurige Antlitz Ypsilanti's schweifen. „Ach, ich begreife," sagte er nach einer Pause. „Sie sind nicht blos ein kluger Kopf, Fürst Metternich, sondern auch ein edles Herz.

Nun, die Freundschaft dieser beiden Herren wird heute Manchen Wunder nehmen. Kommen Sie, ich gehe voran, folgen Sie mir, aber Arm in Arm! Kapodistria wird sich freuen, Sie so zu sehen, und mancher Andere wird sich darob entsetzen."

Der Kaiser ging mit raschen Schritten durch die mit Menschen angefüllten Vorzimmer in den großen Speisesaal. Fürst Metternich und Ypsilanti folgten ihm Arm in Arm.

Kaiser Alexander hatte ganz recht gehabt; es erregte in der That unter den Diplomaten und Fürsten ein nicht geringes Aufsehen, den Fürsten Metternich Arm in Arm mit dem Prinzen Ypsilanti zu sehen, von dem man wußte, daß er auf dem Congreß für die Befreiung Griechenlands zu wirken suche, und diese Befreiung des geliebten Vaterlandes zum Zweck und Ziel seines ganzen Lebens gemacht habe. Wenn also Fürst Metternich mit dem Prinzen Ypsilanti erschien, so bedeutete das in den Augen der Diplomatie so viel, als daß Griechenland günstige Chancen habe, daß die Absichten und Bestrebungen Ypsilanti's nicht ganz mehr in das Reich der Fabeln gehörten, und daß man sich ernster mit diesen neuen Plänen des großen Staatsmannes beschäftigen müsse.

Da man von dieser so seltsamen und ungewöhnlichen Tafel alle Etiquette verbannt hatte, so durfte Jeder seinen Platz und seinen Nachbar nach Belieben wählen, und Fürst Metternich hatte seinen jungen Freund Ypsilanti an seiner Seite behalten, während er den Grafen Kapodistria gebeten, sein vis-à-vis zu sein. Sie saßen unfern von der Mitteltafel, an welcher die Kaiser und Könige und regierenden Fürsten als einzige Auszeichnung neben einander sich befanden, und oft schweiften die Blicke des russischen Kaisers mit sinnendem, gedankenvollem Ausdruck hinüber nach den beiden griechischen Herren, und er fing an, in sich die Möglichkeit zu erwägen, ob nicht die Wiederherstellung Griechenlands mehr sein könne, als nur ein phantastisches Traumbild; hatte nicht schon seine erhabene Vorgängerin, die große Katharina, es als eine erhabene, herrliche Aufgabe erachtet, das alte Hellas wieder herzustellen in seiner Schönheit und Größe? War es nicht der glühende Wunsch ihres ganzen Lebens gewesen, daß ihr Enkel Alexander neben der russischen Kaiserkrone auch die Krone von Griechenland auf seinem Haupte trüge? Hatte sie deshalb nicht von seiner frühesten Jugend an ihn umgeben mit griechischen Knaben, damit er von ihnen ihre

Sprache erlerne; war er nicht als Kind schon griechisch gekleidet worden, und hatte nicht Katharina sogar mit eigenen Händen eine Karte von dem „russischen Reiche der Zukunft“ gezeichnet, auf welcher sich das Königreich Polen und das Königreich Griechenland als Provinzen Rußlands mit eingeschlossen fanden?*) War's nicht ein schöner Gedanke, diesen erhabenen Plan der großen Katharina zu verwirklichen und das Haupt sich zu schmücken mit der dreifachen Krone? „König von Griechenland,“ welche Poesie, welche Hoheit in diesem Titel! Schöner noch war dies, als König von Polen zu werden!

Vielleicht war's möglich, diesen Plan zu verwirklichen! Ypsilanti war ganz dazu geeignet, ihn in Ausführung zu bringen. Er hatte in dem geknechteten Griechenland so viele Freunde und Anhänger, er war so begeistert für die Befreiung seines Vaterlandes aus den Türkenketten! Möchte man ihn doch gewähren lassen! Möchte man es ihn versuchen lassen, die Griechen zur Erhebung aufzustacheln. Wenn dann die Revolution ausgebrochen, dann war die Gelegenheit da, sie zu

---

*) Marson: Mémoires sur l'Impératice Katharine II. Vol. II.

unterstützen und sich die Krone des befreiten Griechenlands auf das Haupt zu setzen!

Das dachte Kaiser Alexander, und diese Gedanken las Graf Kapodistria mit seinen scharfen und klugen Augen auf dem strahlenden Angesichte des Kaisers, und er lächelte dazu. Arbeitet nur, Ihr Schwärmer, sagte er leise zu sich selber, arbeitet nur an Euren phantastischen Plänen; merket es nur nicht, daß ich es bin, der Euch in Bewegung setzt, Eure Phantasie beschäftigt. Ihr wollt Beide Griechenland wieder herstellen, Ypsilanti aus Begeisterung für sein Vaterland, Alexander aus Eitelkeit. Ich werde die Begeisterung und die Eitelkeit benutzen, und wenn Ypsilanti das Vaterland befreit und Alexander begriffen hat, daß die griechische Krone auf seinem Haupte doch nur ein ewiger Zankapfel für Europa sein würde, dann werde ich mich erbieten, gewissermaßen als sein Statthalter in Griechenland zu regieren. Er wird mit Freuden einwilligen, und lieber als irgend einen andern Fürsten wird er mich, seinen Untergebenen, seinen Vasallen, an der Spitze Griechenlands sehen! Stehe ich aber erst einmal an der Spitze, nun, dann werden wir ja sehen, ob ich immer der Untergebene, der Vasall Rußlands bleiben werde!

Und Ypsilanti? Auch er gedachte an dieser Tafel der Souveräne, der Diplomaten, der Staatsmänner und Feldherren seines Vaterlandes, aber nicht mit eigennützigen Plänen, nicht mit ehrgeizigen Wünschen. Möge es mir gelingen, Griechenland zu befreien, möge ich die Kraft und die Mittel haben und gewinnen, die Sclavenketten meines Volkes zu zerreißen, und es zu befreien aus unwürdiger Erniedrigung, gleichviel ob ich dabei sterbe oder zu Grunde gehe, wenn Griechenland nur frei wird!

Das waren seine Gedanken, ihnen hing er nach mit begeisterter Seele, und schweigend, in sich gekehrt saß er da, schaute mit ernsten traurigen Blicken auf alle die lachenden, heiteren Gesichter ringsum, und fragte staunend sich selber, wie es nur möglich sei, daß man so lachen und scherzen, mit so harmlosen Späßen sich ergötzen könne, während man mit den größten und heiligsten Interessen der Völker sich beschäftige, während die Geschicke von ganz Europa von diesen Lippen ertönen sollten, welche so heiter lächelten, so unbedeutende Worte sprachen!

Man war jetzt am Ende der langen Speisekarte angelangt; man hatte alle Sorten der köstlichen Weine aus allen Ländern Europas ge-

trunken, und die Kaiser und Könige hatten gegessen und getrunken wie alle anderen Sterblichen, und ihre Gesichter glühten vom Wein, wie die aller übrigen Herren. Jetzt ward das Dessert aufgetragen: Früchte und Süßigkeiten aller Art, dazu eine ganze Collection der verschiedenartigsten Käse, auch, wie die Weine, aus allen Ländern Europas.

„Meine Herren, rief der joviale, frohgemuthete König Max von Baiern, da wir doch einmal Alle hier in Wien versammelt sind, um die großen Fragen Europas zu entscheiden, so erlauben Sie mir, daß ich auch noch eine Frage dem hohen Congreß zur Entscheidung vorlege. Wollen die Monarchen die Gnade haben, es mir zu gestatten?"

„Lassen Sie uns Ihre Frage hören, Sire," rief der Kaiser von Rußland.

„Bin halter sehr g'spannt auf Ihre Frage, Herr Cousin," sagte Kaiser Franz, und der König von Preußen nickte gravitätisch, und der König von Würtemberg, der sich heute sehr unbehaglich fühlte, weil man es vergessen hatte, für seinen großen Leibesumfang ihm an der Tafel einen Ausschnitt im Tische zu machen, wie es sonst immer an der Kaisertafel geschah, der König von Würtemberg

murmelte einige verdrießliche Worte, die man für eine Zustimmung nahm. Da also die höchsten Monarchen eingewilligt hatten, nickten die hohen, die mittleren und die kleinen natürlich bereitwillig ihr Ja.

„Auch Sie, meine Herren Diplomaten und Gesandten," rief König Max, auch Sie müssen sich für diese große Frage interessiren, die ich dem Areopagos von Europa vortragen will. Es handelt sich darum, einen König zu creiren! Erschrecken Sie nicht! Ich meine nicht einen König, der zu herrschen begehre über Länder und Seelen, sondern der es zufrieden ist, wenn er herrschen darf über den Magen, der, wie wir ja von Coriolanus her schon wissen, der eigentliche Despot des menschlichen Organismus ist! Und diesem Despoten nun einen König zu geben, das ist die merkwürdige Aufgabe, die ich Ihnen stellen will. Meine Herren, ich fordere von Ihnen eine Abstimmung über die schwierige Frage: wer soll der König sein unter den Käsen?"

Ein heiteres Lachen tönte von Alexander's Lippen und rollte wie eine immer höher anschwellende Lavine rings um die Tafel.

König Max blieb vollommen ernsthaft und fuhr fort: „Wir haben hier, wie ich sehe, eine herr-

liche Sammlung aller Arten von Käse, sie haben sich alle beeilt, hieher zu kommen und sich zum Wahlkampf zu melden. Prüfen wir also die Fähigkeiten eines jeden, und treffen wir alsdann unsere Wahl!"

„Ja, prüfen wir und treffen wir unsere Wahl," neckte Alexander, auf die Batterien von Käse hindeutend, die auf der Tafel standen.

„Sire," sagte jetzt Fürst Talleyrand, der ganz in der Nähe des Königs von Baiern saß, „Sire, ich plaidire für einen Abwesenden, der es wohl werth ist, mit zur Wahl gestellt zu werden! Ich vermisse das Product meines Vaterlandes, den fromage de brie. Wird es mir erlaubt sein, aus meinem Hôtel einen solchen holen zu lassen, damit er Theil nehmen kann an der Wahl?"

Der König lächelte zustimmend, und auf einen Wink Talleyrand's eilte sein Neffe, der Graf von Perigord, sogleich hinaus, um einem Lakaien die nöthigen Befehle zur sofortigen Herbeischaffung des Käse zu geben.

Man begann indessen die Prüfung der vorhandenen Käse. Die Monarchen genossen sie schweigend, mit tiefsinnigen Mienen; aber unter den Diplomaten behandelte man die Frage schon mit ernstem, politischem Eifer. Lord Castlereagh

behauptete, sein Landsmann, der Stiltonkäse, sei es würdig, die Krone zu empfangen. Der Herzog von Aldini, der Gesandte Sardiniens, wollte sie dem Strachino von Mailand zuerkannt wissen, der Eidgenossen'sche Schweizergesandte Zeltner pries als den würdigsten den Schweizerkäse, und der Gesandte Hollands, Baron von Falk, erklärte laut genug, um von Kaiser Alexander gehört zu werden, die Krone gebühre dem Käse von Limburg, zum ersten wegen seiner großartigen Eigenschaften, dann aber auch deshalb, weil Czar Peter der Große ihn leidenschaftlich geliebt, und ihn niemals gegessen habe, ohne sich vorher mit dem Zirkel sein Stück abgemessen zu haben.

Diese Worte schienen Eindruck zu machen auf die hohe Versammlung; Kaiser Alexander nahm ein zweites Stück und reichte davon dem König von Preußen, der es mit tiefer Denkermiene verspeiste. Kaiser Franz freilich genoß nur wenig und schob kopfschüttelnd den scharfen, stark duftenden Käse zur Seite, und je nach diesen Aeußerungen des Beifalls oder der Abneigung waren die Stimmen der Diplomaten getheilt.

Jetzt präsentirte man dem Kaiser Franz auf silbernem Plateau eine andere Sorte Käse. Weiß

und lieblich war er anzuschauen, und fein und zart war sein Geschmack.

„Ei, schauen's, das lob' ich mir halt," rief Kaiser Franz; „das ist ein feiner Käs!"

Und Kaiser Alexander, nachdem er den weißen Ankömmling gekostet, stimmte ihm bei, und also thaten auch die Könige von Preußen und von Baiern.

„Sire," sagte Talleyrand mit einem Lächeln, das nie von seinen Lippen schwand, „Sire, ich bin glücklich, daß Frankreich die Gnade der Monarchen findet. Dies ist der fromage de brie!"

„Er ist vortrefflich, Ihr fromage de brie," sagte König Max, „ein allerliebster weißer Jüngling voll Unschuld und voll Jugend."

„Er ist vortrefflich, der fromage de brie," tönte es ringsum von der Tafel, erst leise, dann immer lauter, immer lebhafter: „der fromage de brie ist der schönste und feinste aller Käse! Er hat die Krone verdient! Er allein!"

König Max erhob sich mit ernsthafter Miene von seinem Sitz. „Hocherhabene Versammlung," rief er feierlich, „die große Frage ist entschieden, der Areopagos hat gesprochen! Ich proclamire den fromage de brie als den König der Käse!

Erheben Sie Ihre Gläser und lassen Sie uns anstoßen! Es lebe der fromage de brie!"

Und die ganze Gesellschaft erhob sich, um stehend anzustoßen auf den König der Käse!

Plötzlich entstand ein ungeheures Gepolter; die Tafel der Monarchen hob sich empor, schwankte, bäumte sich auf, und die Kaiser und Könige hatten kaum Zeit, zur Seite zu springen, um nicht von den Tellern, den Gläsern und Flaschen getroffen zu werden, welche jetzt mit klirrendem Getöse zu Boden sanken.

Es war der König von Würtemberg, der mit dem Vorgebirge seines Leibes beim Aufstehen die Tafel emporgehoben und das gräßliche Weltgericht unter den Tellern, Flaschen und Gläsern angerichtet hatte.

„Sire," rief Kaiser Alexander lachend „ich bewundere die geniale Art, mit der Sie es verstehen, die Tafel aufzuheben!"

Der König von Würtemberg antwortete nicht. Er war purpurroth geworden vor Zorn, und leise zwischen seinen Lippen einen kräftigen Jagdfluch murmelnd, verbeugte er sich gegen die Monarchen und verließ mit ungewohnter Schnelle, gefolgt von seinen Cavalieren, den Saal. Am selben Abend noch, tief indignirt über die wenige

Beachtung, welche man auf dem Picknick-Diner seiner Leibesgestalt gewidmet, und beschämt über seine „geniale Art, die Tafel aufzuheben," verließ der König von Würtemberg mit seinem Gefolge Wien, und kehrte in seine Staaten zurück.

4.

„Wer hat diesen Brief gebracht?“ fragte Alexander Ypsilanti seinen Kammerdiener, auf das feine, duftige Briefchen hindeutend, das er in der Hand hielt.

„Excellenz, ein Bedienter ohne Livrée. Er sagte, er habe den Brief nur abzugeben, eine weitere Antwort sei nicht nöthig.“

„Seltsam,“ murmelte Ypsilanti vor sich hin, nachdem er dem Kammerdiener gewinkt hatte, hinaus zu gehen. „Seltsam! Wer ist dieses Wesen, das so genau meine Verhältnisse, meine geheimsten Gedanken und Beziehungen kennt, und sich mir naht wie eine Sirene, die mich verlocken möchte?“

Er blickte wieder auf den Brief und las ihn sich vor mit halblauter Stimme. „König der

Zukunft! Die Männer und Jünglinge Deines Reiches warten auf Deinen Ruf, um für Dich das Schwert zu erheben, Dir Dein Königreich zu erobern und den Enkel der Komnenen zu erheben auf den Thron des alten Hellas. Die Weiber und Töchter Deines Reiches warten auf Deinen Ruf, um Dir ihr Herz entgegen zu tragen, um Dich zu umschlingen mit ihren Armen! Auch ich bin eine Griechin, aber ich warte nicht auf Deinen Ruf! Ich bin es, welche ruft: Komme zu mir, Du Held und König meines Vaterlandes! Komme zu mir, wie Du es mir gestern versprochen hast! Ich weiß wohl, daß Du heute Abend Deine Vertrauten um Dich versammeln willst zu wichtiger Besprechung, daß Du sie gestern im Stephansdom auf heute zu einer Versammlung in dem bekannten Local berufen hast. Ich weiß auch, daß die Fürstin H. S. Dich heute Abend erwartet, daß es der Tag ist, an welchem sie ihre vertrautesten Freunde, Dich vor allen Dingen, empfängt, und dennoch sage ich: komme zu mir, Alexander Ypsilanti. Ich liebe Dich heißer und glühender als die Fürstin H. S., denn ich wage mein Leben, meine Ehre, um Dich zu sehen! Aber ich wage es freudig, denn ich liebe Dich! Nicht weil Du

schön bist und herrlich anzuschauen, nicht weil Dein Auge feurig und Dein Mund beredt ist! Ich liebe Dich, weil Du ein Held bist, und weil Du der Befreier unseres Vaterlandes sein wirst! Komme zu mir, bevor Du zur großen Versammlung Deiner Freunde gehst. Mein Herz erwartet Dich, und meine Seele jauchzet Dir entgegen! Um zehn Uhr heute Abend wird ein Wagen vor Deiner Thür stehen! Er wartet auf Dich! Er wird Dich zu mir führen! Komm!"

„Ich will zu ihr gehen," sagte Ypsilanti entschlossen, nachdem er den Brief noch einmal gelesen. „Ich will wissen, wer diese Dame ist. Nichts weiter! Sie sagt, sie liebt mich mehr als die Fürstin Helene Souwaroff? Liebt mich denn Helene? Liebe ich sie? Nein, o nein! Ich will nicht, ich darf nicht etwas Anderes lieben, als nur mein Vaterland allein! Ihm gehört mein Herz! Ihm gehören meine Gedanken! Kein irdisches Empfinden darf mir die heilige Begeisterung trüben, keinem Weibe darf ich meine Liebe weihen, so lange das Vaterland in Sclavenfesseln schmachtet und im blutgerötheten Staube liegt! Ich will nicht lieben, nicht geliebt sein! Griechenland gehört mein Herz! Von ihm allein begehre ich Gegenliebe! Fort mit euch allen,

ihr geheimnißvollen Liebesboten! In die Flammen mit all' den zärtlichen Worten, den verlockenden Schmeicheleien! Alexander Ypsilanti gehört dem Vaterland und nicht den Frauen!"

Er nahm all' diese kleinen zierlichen Briefchen, welche er gestern im Stephansdome empfangen hatte, und warf sie eins nach dem andern in die Flammen des Kamins. Es war eine ziemliche Anzahl von Briefen. Fast für alle Kirchen Wiens enthielten diese Briefe Aufforderungen zu zärtlichen Rendezvous, und oft genug schon früher waren diese zarten, leichtfertigen Schmetterlinge der Liebe zu Ypsilanti herangeflattert, aber niemals war er ihnen gefolgt, niemals hatte er von den süßen Versuchern sich verlocken lassen! Sein Herz war ganz erfüllt von heiligstem Empfinden, von Liebe zu dem theuren Vaterland, seine Seele war viel zu ernst und feierlich gestimmt, um mit Liebeständeleien sich zu zerstreuen. Fort also mit all' diesen Briefen! Fort in den Kamin! Sie flackerten hoch auf und fielen dann zusammen in leichten Aschenhäufchen. Alexander Ypsilanti lächelte traurig dazu, und sagte still vor sich hin: „So ist es mit der Erdenliebe! Nichts bleibt davon zurück als Staub und Asche! Nur Eine Liebe bleibt ewig, und die Jahre kühlen

sie nicht, und die Stürme des Lebens zerschmettern sie nicht! Das ist die Liebe zu Dir, o heilige Muttererde! Das ist das unsterbliche Feuer göttlicher Liebesflammen, das ich Dir entgegentrage, Hellas, du Wohnung der Götter, der Schönheit und der Poesie!"

Sie waren alle jetzt in Asche zerfallen, die Liebesboten der leichtfertigen Schönen. Nur den Brief der schönen Griechin hatte er nicht in die Flammen geschleudert. Ihn hatte er behalten, und seinem Rufe wollte er folgen. „Sie ist eine Tochter meines Vaterlandes," sagte er zu sich selber. „Sie ist es werth, von mir die Wahrheit zu erfahren!"

„Aber auch sie, Helene ist es werth," flüsterte es leise in seinem Herzen. „Wenn es wahr ist, was hier geschrieben steht, wenn — ich will zu ihr, ich will ihr Aug' in Auge sehen, will frei und wahr zu ihr sprechen! Es ist kaum neun Uhr! So bleibt mir Zeit, sie zu sehen, bevor ich zu der Griechin fahre!"

Er klingelte hastig, befahl dem Lakaien, sofort den Wagen vorfahren zu lassen, und begab sich in das Hôtel, in welchem der Fürst Nawischkin mit seiner Tochter, der jungen Witwe des Fürsten Souwaroff, wohnte.

Es fand heute bei Kaiser Franz und seiner Gemahlin Ludovika ein glänzendes Fest statt. Man führte dort Sprichwörter, lebende Bilder, kleine Vaudevilles auf, in denen die Kaiserin und die Erzherzoginnen selber Rollen übernommen hatten. Das war ein Ereigniß für all' die Damen und Herren des Congresses, und seit Wochen hatten sie intriguirt, geschmeichelt, alle Mittel aufgeboten, um zu diesem exquisiten Feste mit einer Einladung beehrt zu werden. Glücklich diejenigen, denen es gelungen war! Verzweifelt und beschämt diejenigen, die zu spät gekommen waren, die keine Einladungskarten mehr erhalten hatten!

Aber die schöne, die gefeierte, die reiche Fürstin Souwaroff war nicht zu dem Feste gegangen. Ihr Vater Nawischkin, der Vetter des Kaisers Alexander, ihre Schwester und ihre beiden Brüder hatten sich in die Kaiserburg begeben. Helene hatte Unwohlsein vorgeschützt und war geblieben, fast allein in dem einsamen, schweigenden Salon, und blickte, sanft zurückgelehnt in den Fauteuil, gedankenvoll in das verglimmende Feuer des Kamins.

Die Portière an der Seite des Salons ward zurückgeschlagen, und eine männliche Gestalt in

glänzender Uniform trat ein. Helene Souwaroff achtete nicht darauf, sie war ganz hingegeben ihren Gedanken; sie horchte auf die Stimmen der Sehnsucht, der Liebe, die in ihrem Herzen flüsterten, und hörte nicht die Schritte des Mannes, welcher durch den Salon näher kam. Der dicke türkische Teppich machte seine Schritte unhörbar, und er trat leise auf, als wollte er sie überraschen.

Jetzt war er ihr ganz nahe, und er blieb stehen und schaute sie an. Sie sah ihn noch immer nicht, denn sie blickte geradeaus in den Kamin, und er war von der Seite her gekommen. Das Kaminfeuer beleuchtete ihr schönes edles Profil, das ihm zugewandt war, und jetzt zum ersten Mal fiel es ihm auf, wie schön die Fürstin sei. Er hatte es nie zuvor beachtet, aber jetzt sah er es, und ein wunderbares Beben ging durch sein Herz! Aber er bezwang es und kämpfte sein Empfinden nieder. Dem Vaterlande gehörte seine Liebe, ihm allein!

„Fürstin Helene,“ sagte er mit leiser, sanfter Stimme. Sie stieß einen Freudenschrei aus, und sprang auf und streckte ihm lächend ihre beiden Hände entgegen.

„Ypsilanti, Sie kommen also doch?“ sagte

sie freudig, und ihre großen schwarzen Augen schauten ihn freudestrahlend an.

Das wunderbare Beben zog wieder durch sein Herz bei ihrem Anschauen, er aber wandte seine Blicke von ihr. Es war gefährlich, diesen wundervollen Augen zu begegnen!

„Ich bin gekommen, Fürstin Helene, aber nur gekommen, um gleich wieder zu gehen. Ich wollte sehen, ob es wirklich wahr und möglich wäre, daß Fürstin Helene allein nicht zu dem Feste gegangen sei, bei welchem zu erscheinen doch der Ehrgeiz aller Damen des Congresses ist. Warum haben Sie es verschmäht, dem glänzenden Feste beizuwohnen, Fürstin Helene?"

„Sie wissen es wohl, Ypsilanti," sagte sie leise. „Es ist ja heute der Abend für meine Freunde, und es war doch möglich, daß — daß Einer oder der Andere nicht zu dem Feste ging, sondern es vorzog, zu mir zu kommen; deshalb blieb ich. Aber warum nennen Sie mich heute Fürstin?"

„Weil Sie es sind, eine wahre Fürstin der Jugend, der Schönheit und des Geistes; eine Fürstin, der man nur kniebeugend sich nahen sollte."

„Aber nicht eine Fürstin für Sie, Ypsilanti.

Für Sie bin ich immer noch Helene, kurzweg Helene, und will es immer bleiben. Wir sind fast wie Geschwister mit einander aufgewachsen. Ich war ein Kind, als Sie mit Ihrem Vater nach Petersburg kamen, und als man mir erzählte von dem jungen, kaum sechzehnjährigen Helden Alexander Ypsilanti, der seinen Vater vom Tode errettet hatte, da weinte ich vor Begeisterung und Entzücken, und die ersten schönen, edlen Regungen der Seele gaben Sie dem kleinen Mädchen von zehn Jahren. Wie glücklich war ich, als mein Bruder Sie in unsere Familie einführte; mein kleines Herz flog Ihnen entgegen und nannte Sie Bruder, und bot Ihnen Schwesterliebe. Und so ist es seitdem immer geblieben, ich habe Sie immer geliebt wie einen Bruder."

„Auch dann noch, Fürstin Helene, als Sie sich vor zwei Jahren mit dem Fürsten Souwaroff vermählten?" fragte er bitter lächelnd.

„Sie wissen wohl," rief sie lebhaft, „nicht i ch vermählte mich, sondern mein Vater vermählte mich an den Fürsten, obwohl er wußte, daß ich ihn nicht liebte, nicht lieben konnte, weil — — Er befahl! Was hätte es mir geholfen, mich zu weigern, ich nahm mein Geschick an und

vermählte mich. Gott möge es mir verzeihen, daß ich keine Schmerzensthränen weinen konnte, als nach einem halben Jahre schon ein Sturz vom Pferde den jähen Tod des Fürsten zur Folge hatte. Ich fühlte nur, ich war wieder frei, und die Trauerkleider paßten wenig zu der Stimmung meines Herzens. Ich habe mir oft Vorwürfe deshalb gemacht, aber ich konnte dennoch keine Trauer und keinen Schmerz in mir aufbringen. Ich hatte so viel geweint, da der Fürst noch lebte, ich konnte nicht mehr weinen, da er todt war." *)

„Sie haben den Fürsten Souwaroff nie geliebt?" fragte Alexander leise.

Sie schaute ganz erschrocken und verwundert zu ihm auf. „Sie fragen das? Sie haben es für möglich gehalten? Sie?"

„Ich habe den Fürsten kaum gekannt, Helene; Sie wissen ja, ich war gerade zu der Zeit im Felde und kam erst wieder auf kurze Zeit nach Petersburg zurück, da die traurige Katastrophe schon stattgefunden."

„Die traurige Katastrophe," wiederholte sie leise und mit einem eigenthümlichen Lächeln.

*) Siehe: Mémoires du Comte de Lagarde. Vol. II.

Dann schwiegen Beide. Helene schaute wieder sinnend in das Feuer, Alexander saß ihr gegenüber auf dem kleinen Divan. Aber er blickte vor sich nieder, und nicht ein einziges Mal hob er die Augen zu ihr empor.

Eine lange Pause trat ein, dann, wie aus ihren Träumen erwachend, wandte Helene den Blick dem Prinzen zu.

„Aber Sie, Alexander," fragte sie rasch, „warum sind Sie nicht zu dem Feste gegangen? Ich bin gewiß, daß man Sie sehr dort vermissen wird."

„Wer könnte mich vermissen, Helene?"

„Nun, alle die schönen Damen, welche Sie lieben, und die — vielleicht von Ihnen wieder geliebt werden!"

„Helene, es ist dort keine einzige Dame, die ich liebe, keine, von der ich geliebt werde."

„Ach, Sie sind zu verschwiegen, um die Geheimnisse der Damen zu verrathen, und das ist ritterlich!" rief sie lebhaft. „Aber Sie dürfen mir nicht ableugnen, was ich gesehen habe! Es ist möglich, daß Sie nicht lieben, aber daß es viele Damen giebt, von denen Sie geliebt werden, das, mein Freund, konnte Jeder sehen, der gestern im Stephansdome war und Sie ein we-

nig beobachtete. Wie eifrig sich die Damen in Ihre Nähe drängten! Wie geschickt sie Ihnen ihre Billets doux in die Hand schoben, und wie gefällig Sie dieselben annahmen!"

„Sie haben das gesehen, Helene?" fragte er lächelnd.

„Wie hätte ich es nicht sehen sollen, da ich doch ganz in Ihrer Nähe war? Ich habe leider Alles gesehen; auch die schöne Dame, welcher Sie so galant Ihren Arm boten, und die mit Ihnen in Ihrem Wagen von dannen fuhr?"

„Sie wissen also, daß sie schön war?" fragte Alexander lebhaft. „Wirklich schön und jung?"

„Sie wollen mich doch nicht glauben machen, daß Sie das nicht wissen?"

„Ich versichere Ihnen auf mein Ehrenwort, daß ich es nicht weiß! Die Dame bat mich, ihr einen Platz in meinem Wagen zu geben, da sie im Gedränge ihren Lakaien verloren habe. Ich hielt es für Ritterpflicht, einer Dame diesen Dienst zu erzeigen, und fuhr sie nach dem von ihr bezeichneten Hôtel. Dort stieg sie aus, indem sie von mir forderte, daß ich mich nicht weiter um sie bekümmern, sondern sogleich fortfahren sollte. Ich weiß weder ihren Namen, noch habe ich ihr Antlitz gesehen, sie blieb wäh-

rend der Fahrt ganz eingehüllt in ihren doppelten Schleier."

„Seltsam!" sagte die Fürstin sinnend. „Und Sie haben nichts weiter von ihr gehört, wissen gar nichts weiter von ihr?"

„Doch, Helene, ich weiß von ihr," sagte Ypsilanti nach einer Pause. „Ich habe von ihr eine Aufforderung erhalten, heute Abend um zehn Uhr zu ihr zu kommen, und ich werde der Aufforderung genügen."

„Sie wollen zu ihr gehen?" rief Helene, indem sie aufsprang. „Sie kommen hieher, um mir zu sagen, daß Sie von mir fortgehen zu einem Liebes-Rendezvous?"

„Sie haben mich gefragt, und ich habe Ihnen aufrichtig geantwortet; denn ich hätte nicht den Muth, Ihnen eine Unwahrheit zu sagen. Aber in Einem irren Sie, Helene! Ich gehe nicht von Ihnen fort, um mich zu einem Liebes-Rendezvous zu begeben, sondern um der Dame, welche mich mit sehr beredten Worten, und — ich will Ihnen auch das nicht verhehlen, mit vielen Liebesbetheuerungen — aufgefordert hat, zu ihr zu kommen, den größten Dienst zu erzeigen, welchen ein Cavalier einer Dame erzeigen kann."

„Was für einen Dienst, Ypsilanti?" fragte

Helene, indem sie sich langsam wieder in den Sessel niedergleiten ließ.

„Ihr die Wahrheit zu sagen, Helene!"

„Sie kennen sie nicht, Sie wissen nichts von ihr, und interessiren sich doch so lebhaft für sie? Was wollen Sie ihr denn sagen?"

„Sie wollen auch das wissen, Helene? Sie fordern mich auf, es Ihnen zu sagen?"

„Wenn es keine Indiscretion ist, so bitte ich Sie darum."

„Nun denn, Helene," sagte er mit leiser, ernster Stimme, „da Sie es wollen, werde ich Ihnen Alles sagen! Ich gehe zu dieser Dame, wie der Wundarzt zu einem Kranken geht, den er nur heilen kann, indem er ihn operirt und ihm mit scharfem Messer Wunden beibringt. Sie hat an mich geschrieben, und es spricht aus ihren Zeilen ein großes und ein schönes Herz. Sie hat mir bekannt, daß sie mich liebt! Ich will mindestens die heilige Pflicht der Dankbarkeit erfüllen, denn wehe dem Manne, der sich nicht zu ewigem Dank verpflichtet fühlte einer Frau gegenüber, welche ihn ihrer Liebe würdigt. Ich will zu ihr gehen und mit andächtigem Herzen will ich ihr sagen: Madonna, Sie haben mir das edelste und köstlichste Geschenk darbrin=

gen wollen, welches ein Mensch dem andern weihen kann, das Geschenk der Liebe! Meine Seele beugt sich vor Ihnen in Demuth und Rührung, aber mein Herz — ach, vergeben Sie mir, daß ich das sagen muß — mein Herz kann diese heiligen Flammen nicht erwidern; denn Liebe läßt sich nicht theilen, nicht Zweien zugleich zuwenden! Wo man liebt, da muß man ungetheilt, ausschließlich, mit seiner ganzen Seele, mit seinem ganzen Herzen lieben; kein anderes Sehnen, kein anderes Wollen darf Herz und Seele ablenken können von dem einzig Einen Gegenstand der Liebe. Und so, mit dieser ganz ausschließlichen, allumfassenden Liebe, so gehört mein Sein und Denken, mein Hoffen und Empfinden, mein Leben, mein Blut, mein Herz und meine Seele dem Vaterland, dem theuren, schönen Griechenland. Ja, Griechenland ist meine Geliebte, ich habe keine andere, darf niemals eine andere haben. Ihr habe ich Treue geschworen, ihr muß ich sie halten bis an meinen Tod! Nichts darf mich von ihr abziehen, nichts mich beschäftigen, als sie allein. Jeder Gedanke, jeder Athemzug sei ihr geweiht! Mein Griechenland, meine Geliebte, schmachtet in unwürdigen Ketten, ich muß sie zerreißen oder dabei untergehen!

Mein Griechenland, meine Geliebte, weint, in tiefer Schmach am Boden liegend, blutige Thränen, ich muß sie erheben, ich muß ihre Thränen trocknen, oder selber in den Staub sinken und sterben! Dem Vaterland allein gehört meine Liebe, und mit keinem Weibe, selbst nicht dem schönsten, dem besten, dem herrlichsten, darf Griechenland die Liebe Alexander Ypsilanti's theilen! Das, fuhr er hochaufathmend fort, das werde ich der Dame sagen, die sich einbildet, mich zu lieben. Das ist die scharfe Wunde, welche ich aus Ritterpflicht ihr beibringen muß, um sie zu heilen! Und sehen Sie nur, Helene, die Uhr dort auf Ihrem Kamin zeigt schon auf Zehn! Es ist Zeit! Leben Sie wohl, Helene, meine Freundin, leben Sie wohl, und vergeben Sie mir, daß ich Sie störte in Ihrer schönen Einsamkeit!"

Er stand auf, nahm Helenens Hand, die matt und willenlos auf der Seitenlehne ihres Fauteuils lag, drückte einen Kuß auf dieselbe, wandte sich um, und verließ leisen, geräuschlosen Schrittes, wie er gekommen, wieder den Salon.

Helene schaute ihm nach mit traurigen Blicken, mit schmerzbewegtem Angesicht. „Sprach er zu mir so?" fragte sie leise, mit zitternden Lippen;

„Hat er mir sein Herz offenbaren wollen, weil er in mein Herz geschaut?"

Sie lehnte ihr Haupt zurück an die Lehne ihres Sessels, und zwei Thränen, groß und glänzend wie Perlen, rannen langsam aus ihren Augen über ihre erbleichten Wangen nieder. —

Der Wagen stand vor seinem Hôtel, als Alexander Ypsilanti zurückkehrte. Er sprang rasch aus seiner Equipage und näherte sich der Kutsche, neben welcher ein Diener ohne Livrée stand.

„Wem gehört der Wagen?" fragte Ypsilanti.

„Das weiß ich nicht zu sagen, Herr."

„Für wen ist er bestimmt?"

„Für den Prinzen Ypsilanti, mein Herr!"

„Dann öffnet und laßt mich einsteigen! Ich bin es, den Ihr abholen sollt!"

Der Schein der nahen Straßenlaterne fiel gerade auf Ypsilanti's Gesicht und beleuchtete es. Der Diener mochte ihn wohl erkannt haben, denn er öffnete ohne Widerrede die Wagenthür und half dem Prinzen beim Einsteigen.

Der Wagen rollte fort, die Pferde jagten in wildem Ungestüm durch die Straßen, hielten dann in einer schmalen, finstern Gasse vor einem hohen, finstern Gebäude an. Der Diener riß den

Schlag auf, und da Ypsilanti sodann durch eine kleine, schmale Thür, die Jener ihm geöffnet, in das Haus eingetreten war, bat er ihn mit leiser, gedämpfter Stimme, ihm gnädigst zu erlauben, daß er der Excellenz die Hand reichen und sie führen dürfe, da die Treppen und Corridore hier im Hinterhause ganz dunkel seien, und man Mühe habe, sich zurecht zu finden.

Ypsilanti reichte dem Manne seine Hand dar, und durch ein Labyrinth von Corridoren und Gemächern ging nun der Weg. Endlich hielt der Diener an vor einer Thür, die von einer trüben Lampe, welche über derselben hing, spärlich erleuchtet ward.

„Wir sind am Ziel, Excellenz," sagte er leise, indem er dreimal an die Thür klopfte.

Sofort ward dieselbe von innen geöffnet, und eine flüsternde Stimme forderte die Excellenz auf, einzutreten. Auch die kleine Antichambre, in welcher Ypsilanti sich jetzt befand, war nur spärlich erleuchtet, und ließ die Gegenstände umher nur undeutlich erkennen.

„Kommen Sie," sagte die Frau, welche neben der Thür stand, kommen Sie, Excellenz. Man erwartet Sie! Haben Sie die Gnade, die

Thür hinter jener Portière dort zu öffnen und einzutreten."

Ypsilanti that, wie ihm geboten, schritt hinüber nach der Thür, öffnete sie und trat ein. Aber dann, geblendet, erschrocken fast über das, was er sah, blieb er neben der Thür stehen und schaute athemlos, wie von einem Traum befangen, umher.

Das war nicht ein Gemach, ein Saal, in welchen er eintrat, sondern eine weite, säulengetragene Halle! Er war auch nicht mehr in Wien, nicht mehr in Europa; das war Athen, das war eine der erhabenen Hallen der Akropolis, der Festestempel, in dem man die großen Götter feierte! Ein blauer Himmel, von goldenen Sternen übersäet, wölbte sich über den von Rosenketten umwundenen Marmorsäulen. Zwischen den Säulen im Hintergrunde hatte man eine köstliche Aussicht auf die sonnenüberglänzte Landschaft Griechenlands. Im Vorgrunde zwischen den Säulen und in den Nischen der weißen Marmorwände erhoben sich die erhabenen Göttergestalten voll heiterer Schöne und voll hehrer Ruhe. Von diesen Göttergestalten schien alles Licht, aller Glanz in diesem Tempel auszugehen. Sie standen da wie in einer Glorie des Lichtes,

das sie abhob von den Wänden und Alles wie mit Tagesglanz überstrahlte. Ein tiefes, heiliges Schweigen herrschte ringsum, und als Ypsilanti sich jetzt von seinem Erstaunen erholte, als er vorwärts schritt, erschrak er fast über den lauten Schall, den sein Fußtritt auf dem Marmorboden hervorbrachte. Aber er vergaß es bald. Seine Seele that sich auf in Freude, in heiliger Ruhe. „Du heilige, Du hehre Götterhalle Griechenlands, sei mir gegrüßt! Es naht sich Dir in Demuth und in Liebe Dein treuester, Dein zärtlichster Sohn! Sei mir gegrüßt, Pallas Athene, dem Haupte Jupiter's entsprossene Göttin der Akropolis! Meine ganze Seele neigt sich vor Dir in Demuth und fleht um Deinen Segen! Vor Dir, erhabener Götterjüngling, vor Dir, Apollo, beuge ich mein Knie und bete zu Dir aus andächtigem Herzen. Du ließest die Sonne leuchten über Hellas. Du stiegst hernieder, um auf den schönsten Triften Griechenlands als Erdensohn zu wandeln und Götterwonne und Menschenseligkeit zu einen. Senke einen Strahl Deines Sonnenglanzes in meine Seele, segne mich ein zu Deinem Kämpfer, und sende mich hinaus, um auf der Akropolis die gestürzten Tempel Deiner Herrlichkeit neu zu erheben! Und da bist

Du, Du Göttin aller Götter! Da bist Du, Venus Aphrodite, in heiliger, unverhüllter Schönheit, voll Götterkeuschheit und voll Jungfrauenunschuld. Die süßen Geheimnisse Deines Lächelns darf ich nicht verstehen, wie sehr sie auch mein Herz mit Wonne erfüllen. Doch flehe ich zu Dir: wenn's mir gelungen, wenn ich dereinst den hohen Göttern ihre Tempel wieder aufgerichtet auf der Akropolis, dann neige Dich mit holdem Lächeln zu mir nieder, dann sei mir gnädig, lieblichste der Göttinnen. Dann führe Du mich zu dem holdseligen Weibe, das ich jetzt nicht nennen und nicht kennen darf."

Musik erklingt, sanfte Melodien tönen, wie aus weiter Ferne, wie aus der sternenübersäeten Wölbung nieder, und leise, zärtliche Stimmen rufen: „Komm! o komm! Die Götter segnen, was die Menschen lieben! Komm, o komm!"

Ypsilanti schreitet vorwärts, wie von süßem Zauber umfangen. Selig lächelnd wandelte er durch die Marmorsäulen weiter. Immer noch tönt die Musik, rufen die Stimmen. Den purpurrothen Vorhang am Ende der Halle schlägt er zurück und tritt ein in den nächsten Raum. Der Vorhang rauscht wie mit leisem Seufzen hinter ihm zusammen, die Musik verklingt in der

Ferne. Wieder befindet er sich in einer griechischen Halle. Aber hier wohnen nicht die Götter, sondern die Menschen, welche die Götter lieben. So mochte die Halle ausgestattet sein, in welcher Aspasia die edelsten Männer Griechenlands empfing, um mit Sokrates die höchsten Ideen der Menschheit zu erörtern, mit Perikles die Staatsgeschäfte zu besprechen und mit Alkibiades und mit Diogenes sogar zu schwärmen von der Kunst der Liebe.

Ja, da ist Aspasiens Gemach, und jetzt, hinter jenem Vorhang, dort drüben, tritt sie ein. Aspasia im langwallenden, goldgestickten weißen Gewande mit dem goldgeränderten Peplum darüber. Die wundervollen weißen Arme dicht unter der Schulter mit goldenen Spangen geschmückt. Ueber dem schwarzen Haar, das in schönen Wellenlinien die breite Stirn umfaßt, das goldene Diadem. Schön ist ihr Angesicht, wie das Antlitz Minerva's, holdselig ist ihr Lächeln, wie das Lächeln Aphroditens. Und nun breitet sie ihre Arme aus und fliegt zu ihm hin. Schlingt diese Arme, diese vollen weißen Arme um Ypsilanti's Nacken, drückt einen glühenden Kuß auf seine Lippen.

„Sei mir willkommen, Du letzter Sohn der

Götter! Sei mir willkommen, König von Griechenland!" Und wieder küßte sie seine Lippen.

Aber dieser Kuß erweckte Ypsilanti aus seiner süßen Betäubung. Wie aus einem Traum schien er zu erwachen, und sein Antlitz, das vorher in Wonne gestrahlt, umdüsterte sich, und seine Augen, die vorher in Begeisterung entflammt, nahmen jetzt einen fast strengen Ausdruck an.

Der Traum war zu Ende. Ypsilanti war nicht mehr in Griechenland, er war wieder in Wien!

„Du wendest Dich von mir," flüsterte sie leise. „Du bist dem Liebesruf gefolgt, und doch bist Du kalt und schweigst?"

„Nicht weil ich kalt bin, Madonna," sagte er mit zitternder, gepreßter Stimme, „sondern weil ich kalt sein muß. Sie haben meine Seele erhoben in Andacht. Ich habe gebetet zu Minerva und Apoll; ich habe meine Kniee gebeugt vor Venus, und habe ihr geschworen, daß keine irdische Liebe mein Herz erfüllen soll, bevor ich nicht meine Kniee gebeugt auf der Akropolis des durch mich befreiten Griechenlands!"

„Und Du wirst es befreien!" rief sie begeistert. „Du wirst die Sclavenketten Griechenlands brechen, Du wirst es erheben aus dem Staube!

Aber mir gestatte, daß ich Dir hülfreich zur Seite stehe. Laß mich mit Dir Deine Gefahren, Deine Kämpfe, Deine Pläne theilen, gieb mir das Recht, an Deiner Seite zu sein, wenn Du hinauszieh st in den Kampf für's Vaterland. Als Dein Page, als Dein Diener verkleidet will ich Dir folgen über Meere und Länder, will Noth und Tod mit Dir theilen, denn auch ich liebe Griechenland. Es ist mein Vaterland, wie es das Deine ist, und ich liebe Dich, Du König Griechenlands!"

„Du liebst mich?" fragte er. „Und doch kennst Du mich nicht."

„Ich kenne Dich!" rief sie glühend. „Es kennt Dich jeder Sohn und jede Tochter Griechenlands. Ich kenne Dich und weiß von Deinen Plänen. Du hast für diese Nacht die Fanarioten zu einer Besprechung zusammenberufen. Du willst ihnen sagen, daß Dein Herz mit neuen Hoffnungen erfüllt ist, daß die Zukunft nicht mehr ganz so düster erscheint. Metternich hat Dir versprochen, nichts gegen Dich zu unternehmen; Kapodistria, nach Dir der edelste der Griechen, begeistert sich für Deine Pläne, und wird auf den Kaiser Alexander wirken, um ihn für euch zu gewinnen. Das willst Du Deinen Ge=

treuen sagen. Du siehst, ich kenne Dich! Und weil ich Dich kenne, weil ich Dich erkannt habe mit meiner Seele und meinem Herzen, darum liebe ich Dich. So nimm mich an zu Deiner Sclavin, laß mich Dir folgen als Dein treuer Schildknappe, laß mich Dir helfen, Griechenland zu befreien!"

Sie breitete ihre Arme aus und schaute ihn an mit zärtlichen Blicken, mit holdem Lächeln.

Aber Ypsilanti trat zurück von ihr und schüttelte heftig und zürnend sein Haupt. „Ich will Griechenland befreien aus aller Sclaverei, und Ihr, die Griechin, Ihr wollt dem Kämpfer Eures Vaterlandes Sclavin sein? Frei soll die Liebe, die wahre, die reine Liebe das Menschenherz machen, den Geist soll sie erfüllen mit ewiger Andacht, die Seele erheben zu keuscher Wonne. So denke ich mir die Liebe. Und wenn ich einst die Frau gefunden, welche solcher Liebe würdig ist, dann werde ich Gott auf meinen Knieen danken und mich den Beglücktesten der Sterblichen nennen. Aber jetzt darf ich sie noch nicht suchen, jetzt gehört mein Herz, mein Leben und mein Arm nur Griechenland, nicht einer irdischen Frau, und wäre sie selbst so schön wie Sie!"

„Du wendest Dich von mir?" fragte sie klagend. „Du verschmähst mein Herz?"

„Madonna," sagte er leise, und es zitterte wie Spott in seiner Stimme. „Madonna, ich hätte nicht geglaubt, daß Ihr Euer Herz noch zu verschenken habt."

Sie erbebte und es blitzte wie Zorn in ihren Augen auf. „Du kennst mich?" fragte sie.

„Kanntest Du nicht mich?" erwiderte er. „Weshalb sollte ich Dich nicht kennen, Du arme, irregeleitete Tochter meines Vaterlandes! Ich beklage Dich, ich habe das tiefste Mitleid mit Dir, Caramina. Ich beklage Griechenland, daß seine schönste Tochter der Gegenwart doch nur die Heldin eines Liebesromans sein konnte, die Dido eines unwürdigen Aeneas!*) Lassen Sie

*) Die schöne Griechin Caramina machte damals auf dem Congreß zu Wien großes Aufsehen. Sie war als fünfzehnjähriges Mädchen in die Erziehungsanstalt von St. Denis gebracht worden; dort hatte sie 1814 ein deutscher Prinz gesehen, entführt, und dann — verlassen. Reiche und vornehme Gönner, besonders Kapodistria, brachten sie nach Wien, damit sie dort den Verführer suche, den sie nicht einmal dem Namen nach kannte. Sie fand den Treulosen in der Person des Herzogs von Coburg, der sich weigerte, sich mit ihr zu vermählen. Der alte Fürst Ligne und Kapodistria waren ihre vertrauten Freunde. Später ist sie verschollen.

mich gehen, Madonna, denn Sie wissen es ja, meine Freunde erwarten mich."

Er verneigte sich vor ihr und verließ stolzen Schrittes das Gemach, ging langsam, hocherhobenen Hauptes durch die Götterhalle hin. Vor der Statue der Venus blieb er stehen, schaute zu ihr auf mit frommen Blicken, neigte dann sein Haupt, als ob er betete, und doch bestand sein Gebet nur aus einem einzigen Wort. „Helene!" flüsterten seine Lippen, dann schritt er weiter, schlug den Vorhang zurück und trat wieder in das dunkle Vorgemach. Die Kammerfrau öffnete ihm die Thür, und draußen stand der Diener, der ihn schweigend wieder durch die dunklen Gänge hinuntergeleitete zu dem bereitstehenden Wagen. —

„Verschmäht! Er hat mich verschmäht!" rief Caramina in wildem Zorn, indem sie wie zerbrochen auf die Ottomane niedersank.

„Ja, meine allerschönste Caramina," sagte Kapodistria, indem er leise die verborgene Thür öffnete, hinter der er gestanden und gelauscht hatte. „Ja, er hat Dich verschmäht. Er ist ein stolzer Narr, der wenig in sich trägt von griechischer Begeisterung für die Schönheit. Ein verkleideter Mönch vom Berge Athos, weiter

nichts. Ich sagte es Dir zuvor. Er dünkt sich so rein, daß er vermeint, den Stein aufheben zu dürfen gegen diejenigen, welche er für minder rein hält, weil sie menschlich gefehlt haben. Tröste Dich, Caramina, er war Deiner Liebe nicht werth. Mit unseren Plänen ist es freilich vorbei. Aber jetzt kenne ich ihn ganz, den schwärmerischen Jüngling, jetzt erst halte ich ihn ganz in meinen Händen und werde ihn zu lenken wissen nach meinem Belieben. Griechenland ist seine einzige Liebe, Griechenland will er umschlingen und in seinen Arm drücken. Ich will ihm helfen, daß er's thut; aber wenn Griechenland ihn umarmt, so wird er in dieser Umarmung sterben, wie jene Märtyrer gestorben sind, welche in den Kerkern der Inquisition zu Madrid die heilige Jungfrau umarmen mußten, und von den Dolchspitzen durchbohrt wurden, die aus der Brust der Jungfrau hervorsprangen."

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Robiano, L. Gräfin von, Anna Boleyn. Historischer Roman. 2 starke Bde. 8. eleg. broch. $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Baker, Samuel White, Der Albert-Nyanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Deutsch von J. E. A. Martin. Autorisirte Ausgabe. Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt, 1 Chromolithographie und 2 Karten. Zwei starke Bände. Eleg. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Deutsche Schützen, Turner und Liederbrüder, oder: Was will das Volk? Zeitgeschichtlicher Roman vom Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie", „Herren vom Kleeblatt" ꝛc. ꝛc. 4 Bde. 8. eleg. broch. 5 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter den Penchuenchen. Chilenischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Marx, A. B., Das Ideal und die Gegenwart. 8. eleg. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Mühlbach, Louise, Marie Antoinette und ihr Sohn. Historischer Roman. 6 Bde. 8. eleg. broch. $6\frac{1}{2}$ Thlr.

Mühlbach, Louise, Deutschland in Sturm und Drang. Erste Abtheilung: Der alte Fritz und die neue Zeit. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Mühlbach, Louise, Deutschland in Sturm und Drang. (Zweite Abtheilung: Fürsten und Dichter.) Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Uechtritz, Friedrich v., Eleazar. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Krieges im ersten Jahrhunderte nach Christo. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.
